

# Treibsand

Was es heißt, ein Mensch zu sein

Bearbeitet von  
Henning Mankell, Wolfgang Butt

1. Auflage 2015. Buch. 384 S. Gebunden  
ISBN 978 3 552 05736 4  
Format (B x L): 13,7 x 21,1 cm  
Gewicht: 537 g

[Weitere Fachgebiete > Literatur, Sprache > Literaturwissenschaft: Allgemeines > Einzelne Autoren: Monographien & Biographien](#)

schnell und portofrei erhältlich bei

  
DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung [beck-shop.de](http://beck-shop.de) ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

# HENNING MANKELL

TREIBSAND

Was es heißt,  
ein Mensch zu sein

Leseprobe

ZSOLNAY

# HENNING MANKELL

## TREIBSAND

Was es heißt,  
ein Mensch zu sein

Aus dem Schwedischen  
von Wolfgang Butt

*Leseprobe*

Erscheint am 28. September 2015  
384 Seiten mit farbigen Abbildungen  
Gebunden, Lesebändchen  
€ 24,90 [D] / € 25,60 [A]  
ISBN 978-3-552-05736-4  
Auch als -Book erhältlich  
[www.mankell.de](http://www.mankell.de)

Paul Zsolnay Verlag

Die Originalausgabe erschien erstmals 2014 unter dem Titel  
*Kvicksand* beim Leopard Förlag, Stockholm.

## INHALT

Brief des Autors an die Leser .....	6
Leseprobe .....	8
»Wenn Sie Flügel haben, fliegen Sie« – Ein Gespräch mit Henning Mankell in der ZEIT vom 26.3.2015 .....	56

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © Henning Mankell 2014  
Published by agreement with Leopard Förlag, Stockholm, and  
Leonhardt & Høier Literary Agency A/S, Copenhagen  
Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe  
© Paul Zsolnay Verlag Wien 2015  
Copyright © der einzelnen Beiträge: siehe dort  
Umschlag und Foto: © Peter-Andreas Hassiepen, München  
Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger, Wien

*Im Januar 2014 wurde bei mir Krebs festgestellt. Aber »Treibsand« ist kein Buch über Tod und Verfall, sondern darüber, was es heißt, ein Mensch zu sein. Ich schlage einen Bogen von meiner Kindheit bis heute und spreche über Ereignisse, die von entscheidender Bedeutung für mich waren, und über Menschen, die uns neue Perspektiven eröffnet haben. Über Männer und Frauen, denen ich nie begegnet bin, aber gern begegnet wäre. Ich spreche über Liebe und Eifersucht, über Mut und Angst. Und darüber, was es bedeutet, mit einer lebensgefährlichen Krankheit zu leben.*

*Dieses Buch handelt aber auch davon, warum die Höhlenmaler vor 40000 Jahren die dunkelsten Ecken für ihre faszinierende Kunst gewählt haben. Und von dem unheimlichen Monster, das wir für die nächsten 100000 Jahre in tiefe Keller unter der Erdoberfläche zu sperren versuchen.*

*Dies ist ein Buch darüber, wie die Menschheit gelebt hat und lebt und wie ich mein eigenes Leben gelebt habe und lebe. Und last but not least über die große Freude am Leben.*

*Heinz Manfell*

HENNING MANKELL

TREIBSAND

Was es heißt,  
ein Mensch zu sein

*Leseprobe*

## Der Unfall

Früh am Morgen des 16. Dezember fuhr Eva mich zur Statoil-Tankstelle in Kungsbacka, wo ich einen Wagen mietete. Ich wollte nach Vallåkra in der Nähe von Landskrona und am Abend zurückkommen und den Wagen wieder abgeben. Am Tag darauf sollte ich im Weihnachtsgeschäft in verschiedenen Buchläden in Göteborg und Kungsbacka meinen jüngsten Roman signieren.

Es war ein nasskalter Wintermorgen, aber ohne Niederschlag. Ich würde drei Stunden brauchen für die Fahrt, wenn ich wie gewohnt vor Varberg anhielt und frühstückte.

Meine Theaterchefin Manuela Soeiro aus Maputo, mit der ich seit nunmehr dreißig Jahren zusammenarbeite, war zu Besuch in Schweden. Es war das erste konkrete Arbeitstreffen über die für den Herbst des folgenden Jahres geplante Produktion. Manuela hielt sich bei Eyvind auf, der bei der Hamlet-Version, die mir bereits all die Jahre während meiner Tätigkeit am Teatro Avenida vorgeschwebt hatte, Regie führen sollte.

Schon früh war mir gerade Hamlet nahezu selbstverständlich als ein afrikanisches Königsmärchen erschienen. Es gibt etwas »Schwarzes« bei Shakespeare, das man zum Vorschein bringen kann. Tatsächlich existiert in Afrika sogar eine beinahe identische Geschichte, die im 19. Jahrhundert im südlichen Teil des Kontinents spielte. Ich hatte mir vorgestellt, dass am Ende, wenn alle tot sind und Fortinbras die Bühne betritt, er der weiße Mann sein sollte, der gekommen ist, um Afrika ernsthaft zu kolonisieren. Deshalb war es für mich auch folgerichtig,

Fortinbras das Stück mit dem »Sein oder nicht sein«-Monolog abschließen zu lassen.

Wenn man Hamlet inszenieren möchte, braucht man einen Schauspieler, der die Rolle so gestalten kann, wie man sie haben will. Den hatten wir jetzt. Jorginho würde es können. Er war in den letzten Jahren gereift. Außerdem verfügte er über eine Sprachbeherrschung wie kaum ein anderer am Theater. Das Gefühl sagte uns: Jetzt oder nie.

Als ich durch Halland fahre, freue ich mich auf den Tag. Ich bin voller Erwartung.

Die Straßen nach Süden sind trocken, trotz tief hängender Wolkendecke. Ich fahre nicht besonders schnell, wie ich es sonst tue, denn ich habe eine Ankunftszeit angegeben und will nicht zu früh kommen.

Dann geht alles blitzschnell. Nördlich von Laholm schere ich nach links aus, um einen langsam fahrenden Lastwagen zu überholen. Irgendwo auf der Fahrbahn ist ein Fleck, vielleicht Öl. Ich gerate plötzlich ins Schleudern und kann den Wagen nicht mehr kontrollieren. Er kracht frontal gegen die Leitplanke. Der Airbag füllt sich. Mir wird schwarz vor Augen, und ich verliere für ein paar Sekunden das Bewusstsein.

Danach sitze ich reglos da. Was ist passiert? Ich fühle nach, ob alles in Ordnung ist. Ich bin nicht verletzt, ich blute nicht. Also steige ich aus. Autos haben angehalten, Menschen kommen gelaufen. Ich sage ihnen, dass ich nicht verletzt bin.

Ich stelle mich an den Straßenrand und rufe Eva an. Als sie abnimmt, bemühe ich mich, ganz ruhig zu bleiben.

»Du hörst, dass ich es bin«, sage ich. »Und du hörst, dass alles in Ordnung ist.«

»Was ist passiert?«, fragt sie sofort.

Ich erzähle ihr von dem Unfall. Den Aufprall auf die Leit-

planke spiele ich ein wenig herunter. Keine Sorge. Ich habe keine Ahnung, wie es weitergeht. Aber ich bin wohlauf. Ob sie mir glaubt, weiß ich nicht.

Danach rufe ich in Vallåkra an.

»Ich komme nicht«, sage ich. »Ich bin bei Laholm in eine Leitplanke gefahren. Ich bin unverletzt. Aber ich fahre nach Hause zurück. Der Wagen hat einen Totalschaden.«

Die Polizei kommt. Ich muss in den Alkomat blasen und werde für nüchtern befunden. Dann beschreibe ich den Unfallhergang. Währenddessen zieht die Feuerwehr den Wagen, der wohl schrottreif ist, von der Straße. Ein Sanitäter fragt mich, ob ich nicht sicherheitshalber zu einer Untersuchung ins Krankenhaus gebracht werden wolle. Ich lehne es ab. Mir tut ja nichts weh.

Die Polizei fährt mich zum Bahnhof in Laholm. Eine halbe Stunde später sitze ich in einem Zug zurück nach Göteborg. Aus der Reise nach Vallåkra ist nichts geworden.

Es ist bis heute nichts daraus geworden. Ebenso wenig wie aus den Signierstunden am Tag darauf.

Ohne genau sagen zu können, warum, datiere ich den Beginn meiner Krebserkrankung auf eben diesen Tag, den 16. Dezember 2013. Das ist natürlich nicht logisch. Meine Tumoren und Metastasen müssen über einen längeren Zeitraum gewachsen sein. Und ich hatte an eben diesem Tag auch keine Symptome oder andere Indikationen.

Es war mehr eine Warnung. Es bahnte sich etwas an.

Eine Woche später, genau zu Weihnachten, reisten Eva und ich in unsere kleine Wohnung in Antibes. Am Morgen des Heiligabends erwachte ich mit einem schmerzenden, steifen Nacken. Ich dachte, ich hätte dumm gelegen und mir dabei eine Genickstarre geholt.

Doch der Schmerz ließ nicht nach. Außerdem griff er auf den

rechten Arm über. Ich verlor das Gefühl im rechten Daumen. Und es schmerzte weiterhin. Schließlich erreichte ich einen Orthopäden in Stockholm, obwohl es die Zeit zwischen den Feiertagen war. Ich reiste nach Schweden und ließ mich am 28. Dezember von ihm untersuchen. Er meinte, es könne sich um einen beginnenden Bandscheibenvorfall im Nacken handeln, dass aber ohne eine gründliche Röntgenuntersuchung keine sichere Diagnose möglich sei. Wir machten einen Termin für nach Neujahr aus.

Dann kam der 8. Januar. Es war ein kalter Morgen mit leichtem Schneefall. Ich nahm an, dass es jetzt darum ging, die Diagnose Bandscheibenvorfall zu bestätigen. Die Nackenschmerzen waren unverändert. Starke Schmerzmittel halfen nur notdürftig. Jetzt würde der Nacken behandelt werden.

Früh am Morgen unterzog ich mich zwei Röntgenuntersuchungen. Zwei Stunden später wurde aus der Nackenstarre und dem vermuteten Bandscheibenvorfall eine ernste Krebsdiagnose. Auf einem Bildschirm konnte ich einen drei Zentimeter großen Krebstumor in meiner linken Lunge sehen. Im Nacken hatte ich eine Metastase. Sie war die Ursache für meine Schmerzen.

Die Diagnose war sehr deutlich: Es war ernst. Der Krebs vielleicht unheilbar. Ich fragte lahm, ob das nun bedeutete, dass ich nur noch nach Hause gehen und auf das Ende warten konnte. »Früher ja«, sagte der Arzt. »Aber heutzutage haben wir Behandlungsmöglichkeiten.«

Eva hatte mich ins Sophiahemmet begleitet, wo mir die Diagnose mitgeteilt wurde. Als wir hinterher draußen in der Winterkälte auf ein Taxi warteten, sprachen wir nicht viel. Wir sagten wohl überhaupt nichts.

Aber ich sah ein kleines Mädchen, das voller Energie und Freude in einer Schneewehe auf und ab hüpfte.

Ich sah mich selbst als Kind im Schnee hüpfen. Jetzt war ich fünfundsechzig Jahre alt und an Krebs erkrankt. Ich hüpfte nicht.

Als hätte Eva meine Gedanken gelesen, fasste sie meinen Arm mit einem festen Griff. Als wir im Taxi davonfuhren, hüpfte das Mädchen immer noch in seiner Schneewehe.

Heute, da ich dies schreibe, am 18. Juni, kann man die Zeit, die seitdem vergangen ist, als lang und kurz zugleich beschreiben. Ich kann keinen Punkt setzen, weder durch einen tödlichen Ausgang, noch durch eine vollständige Genesung. Ich befinde mich mitten im Prozess. Ein endgültiges Fazit gibt es nicht.

Aber das habe ich durchgemacht und erlebt. Die Erzählung hat kein Ende. Sie findet statt.

Hiervon handelt dieses Buch. Von meinem Leben. Dem, das war, und dem, das ist.

...

## Schatten

Einiges weiß ich mit Sicherheit über Krebs. Das Erste ist, dass Tumorerkrankungen seit jeher das Leben begleitet haben. Gewisse Krebsformen treten jedoch in unserer Gesellschaft und unserer Zeit vermehrt auf. Unsere Ernährung und unsere Lebensumstände bilden den Nährboden für die Zunahme bestimmter Formen, während andere vielleicht zurückgehen. Aber schon in den Knochenresten von Dinosauriern hat man Anzeichen für Tumoren gefunden. Vorfahren des Menschen waren ebenfalls betroffen, Neandertaler ebenso wie Cro-Magnon-Menschen oder der Homo habilis.

Das ist nicht verwunderlich. Die Grundlage des Lebens ist die Zellteilung, die unaufhörlich stattfindet, vom Embryostadium bis zu dem Tag, an dem wir sterben. Unsere Zellen erneuern sich millionenfach. Dass eine solche Zellteilung dann einmal fehlschlägt und den Prozess in Gang setzt, der gutartige oder gefährliche Tumoren wachsen lässt, ist nicht erstaunlich. Das Gegenteil wäre erstaunlicher, könnte man meinen. Man sollte eine gewisse Vorsicht walten lassen, wenn man von der perfekten Natur spricht.

Das Zweite, was wir über Krebs wissen, ist, dass kein Mensch eine Garantie hat, davon verschont zu bleiben. Wenn man lange genug lebt, steigt die Möglichkeit oder das Risiko zu erkranken. Wobei Männer mit einem etwas höheren Risiko zu rechnen haben.

Allerdings ist es auch richtig, dass es Familien gibt, in denen ein Risiko für die genetische Vererbung gewisser Krebsformen

besteht. Ebenso wie manche Familien stärker von Krebserkrankungen betroffen sind als andere, ohne dass es dafür eine plausible Erklärung gibt.

In meiner Familie gab es, soweit ich weiß, in den letzten drei Generationen kaum einen Todesfall durch eine Tumorerkrankung. Dagegen sind unverhältnismäßig viele Männer und Frauen an Herz- und Kreislauferkrankungen gestorben. So leiden beispielsweise ich selbst und meine Geschwister an Bluthochdruck.

Ein gewisses Maß an Arroganz diesbezüglich räume ich ein. Ich habe oft gesagt, dass ich kaum damit rechnete, an Krebs zu erkranken. Mein Tod würde eines Tages sicher auf einem Kurzschluss im Gehirn beruhen.

Ich habe mich also getäuscht.

Ein Drittes, was wir mit Sicherheit über Krebs wissen, ist, dass er nicht ansteckend ist. Ich kann von krebserkrankten Menschen umgeben sein, ohne mir deshalb Sorgen machen zu müssen. Krebs ist nicht übertragbar, weder durch Luft, Körperflüssigkeiten oder Händeschütteln.

Dennoch gibt es Menschen, die sich so verhalten, als wäre die Krankheit ansteckend. Sie sind nicht die Mehrheit, aber es gibt sie. Wenn ich sage, dass ich Krebs habe, treten sie einen unsichtbaren Schritt zurück, um der Krankheit nicht zu nahe zu kommen.

Ganz unverständlich ist das nicht. Es ist noch nicht allzu lange her, dass eine Krebsdiagnose in der Regel einem Todesurteil gleichkam. Krebs führte zum Tod. Die Ärzte waren oft machtlos. Und man konnte auch nicht alle Schmerzen lindern. Die Krankheit war nicht nur tödlich, sie war oft auch eine äußerst qualvolle Art zu sterben.

Als ich meine Krebsdiagnose erhielt, dachte ich natürlich keinen Moment daran, sie geheim zu halten. Warum sollte ich?

Ich weiß allerdings nicht, wie ich reagiert hätte, wenn ich an Syphilis erkrankt wäre. Das ist eine Krankheit, die man vermeiden kann. Sie ist ansteckend. Aber gegen Krebs kann man sich nur in begrenztem Umfang schützen. Nicht zu viele Benzindämpfe einatmen, um nicht an dem Krebs zu erkranken, der häufig bei LKW-Fahrern auftritt. Nicht zu viel rotes Fleisch essen, um keine Darmtumoren zu bekommen. Oder sich seine Leber nicht kaputt saufen. Oder, natürlich, nicht rauchen.

Aber ich bin seit fünfundzwanzig Jahren Nichtraucher und bekomme trotzdem einen Lungentumor. Wenn ich auf alle Nummern des Rouletts setze außer einer, kann ich trotzdem nicht ausschließen, dass die Kugel gerade da zum Stillstand kommt. Krebs hält sich an kein Versprechen.

Die Vergangenheit liegt noch heute als Schatten über der Krankheit, auch wenn die Behandlungsmöglichkeiten und ihre Ergebnisse ständig verbessert werden. Der Krebs als Ganzes wird kaum ausgerottet werden können wie die Pocken oder – hoffentlich – Malaria. Aber die Sterblichkeitsrate wird zunehmend geringer werden. Heute sind zwei Drittel der Erkrankten Langzeitüberlebende. Und diese Ziffer wird noch ansteigen.

Aber der Schatten ist da. Ich nehme ihn nicht zuletzt durch die unterschiedlichen Reaktionen der Menschen wahr, wenn ich ihnen erzähle, dass ich krank bin.

Als ich sagte, ich hätte eine Nackenstarre, wurde dies von einigen fast als Witz aufgenommen. Wie es manchmal komisch wirken kann, wenn Menschen schlecht hören und einen missverstehen. Als ich aber erklärte, dass es sich weder um eine Verspanntheit noch um einen Bandscheibenvorfall handelte, sondern um eine Metastase in einem Nackenwirbel, war es nicht mehr lustig. Manche nahmen es auf, wie man es tun sollte, mit Bedauern, Besorgnis und freundlichem Verständnis. Andere

verschwanden einfach. Ließen nicht mehr von sich hören. Sie verbargen sich im Schatten des Krebses.

In jenen Tagen habe ich häufig an die Worte gedacht, die Selma Lagerlöf in *Der Fuhrmann des Todes* schreibt: »Gott, lass meine Seele zur Reife kommen, ehe sie geerntet wird.«

Der religiöse Unterton muss einen nicht stören. Die Wahrheit ist allgemeingültig, auch ohne die Beschwerung durch den christlichen Glauben. Menschen, die eine gewisse Form von seelischer Reife erlangt haben, verbergen sich nicht im Schatten. Sie lassen weiter von sich hören. Ich bin immer noch ein ganz und gar lebendiger Mensch, keiner, der am Rand des Grabes sitzt und die Beine baumeln lässt.

Ich gebe gern zu, dass ich mich in dieser Zeit zuweilen gewundert habe. Leute, von denen ich glaubte, sie würden sich in den Schatten zurückziehen, haben sich als stark genug erwiesen, den Kontakt zu halten, während andere, von denen ich mehr erwartet hatte, ziemlich schnell am Horizont verschwunden sind.

Aber ich verurteile niemanden. Die Menschen sind, wie sie sind. Man braucht nicht viele Freunde, aber auf die, die man hat, sollte man sich verlassen können.

Krebs ist eine schreckliche Krankheit. Außerdem muss man sie allein durchleben, auch wenn man von Ärzten, Krankenschwestern, Familie und Freunden umgeben ist. Nicht immer wird die Erkrankung äußerlich sichtbar. Niemand, der nicht Bescheid weiß, kann mir ansehen, dass ich ernstlich krank bin, weil ich weder Gewicht verloren habe, noch mir die Haare ausgefallen sind. Ich sehe aus wie immer und verhalte mich wie immer. Dass ich sehr erschöpft bin, muss nicht bedeuten, dass ich krank bin. Ich könnte ebenso gut gerade die Arbeit an einem Buch oder an einer Theaterinszenierung beendet haben.

Aber was ist mit mir selbst? Verstecke ich mich auch im Schatten? Bin ich auch auf der Flucht ins schützende Gebüsch? Als das verwundete Tier, das ich trotz allem bin?

Vor vielen Jahren beteiligte ich mich in Sambia einmal an der Suche nach einem angeschossenen Löwen. Wir waren vier mit Gewehren ausgerüstete Männer und verteilten uns in einem Abstand von fünfzehn Metern. Plötzlich blieb Paul, der ganz vorn ging, stehen und hob die Hand. Er war ein afrikanischer Späher und Jäger, der alle beeindruckte. Seine gehobene Hand bedeutete nicht nur, dass wir anhalten sollten. Wir sollten auch unsere Waffen laden. Bis dahin hatte nur Paul eine Patrone im Lauf gehabt. Er zeigte auf ein Gebüsch fünfzig Meter vor uns. Wenn Paul der Ansicht war, dass der Löwe dort lag, brauchte keiner daran zu zweifeln, dass er recht hatte.

Das verwundete Löwenmännchen würde bis zum letzten Moment still liegen bleiben und sich verbergen. Wenn wir jedoch zu nahe kämen, würde er in einem letzten verzweifelten Versuch angreifen, um uns und dem Schmerz durch die Schusswunde zu entgehen.

Als er heranstürmte, streckte Paul ihn mit einem gut gezielten Schuss nieder.

In welchem Gebüsch verberge ich mich? Wie sieht mein eitler und zur Erfolglosigkeit verurteilter Fluchtversuch aus?

Immerhin habe ich nicht versucht, vor mir selbst zu leugnen, ernsthaft krank zu sein. Ich habe meine Erkrankung auch nicht als ungerecht empfunden. Der Gedanke ist mir fremd. Wäre es eine ansteckende Krankheit gewesen, hätte ich es umgehen können, mich dem Risiko auszusetzen. Es ist nicht schwer, eine HIV-Ansteckung zu vermeiden, um ein Beispiel zu nennen. Dazu bedarf es nur minimaler Vorsichtsmaßnahmen.

Es kommt vor, dass ich nachts träume, ich wäre gesund. Dass ein anderer krank geworden ist. In meinem Traum stehe ich

vor Menschen, die ich kenne, aber irgendwie nicht wiedererkenne, und bedauere ihr unglückliches Schicksal.

In Wahrheit träume ich sicher wie alle anderen davon, die einzige Ausnahme zu sein. Dass ich eines Tages diese ernste Krankheit von mir abschütteln und sagen kann, ich sei auf wunderbare Weise von allen Symptomen befreit.

Aber ich weiß ja, dass dies kaum der Fall sein wird. Die Krankheit ist unheilbar. Auch wenn ich noch so lange lebe, dass ich an etwas anderem sterbe. Oder zumindest so alt werde, dass mir ein Weiterleben nicht mehr besonders wichtig erscheint.

Dem Krebs gegenüber eine Haltung zu finden ist ein Kampf, der an vielen Frontabschnitten gleichzeitig geführt wird. Es ist wichtig, nicht zu viele Kräfte darauf zu vergeuden, sich nicht mit Illusionen herumzuschlagen. Ich benötige meine ganze Energie, um meine Widerstandskraft gegen den Feind zu stärken, der in mich eingedrungen ist.

Nicht, um gegen Windmühlen zu kämpfen, die die Form von Schatten angenommen haben.

## Leuchtende Zähne

Meine erste Uhr mit leuchtenden Zeigern erhielt ich irgendwann gegen Ende der fünfziger Jahre. Ich weiß noch, dass es ein ganz besonderes und magisches Erlebnis war.

Noch heute kann ich mir in Erinnerung rufen, wie ich, in einer dunklen Kleiderkammer eingeschlossen, den grünen Schimmer zum ersten Mal sah.

Im Jahr 1895 entdeckte der deutsche Physikprofessor Wilhelm Röntgen, dass gewisse Strahlen verschiedenes Material durchdringen, aber auf fotografischen Platten festgehalten werden können. Heute wissen wir, welche Bedeutung diese Entdeckung für die Medizin gehabt hat und immer noch hat. Mithilfe einiger Röntgenbilder können ein einfacher Handgelenkbruch oder eine komplizierte Schienbeinfraktur im Detail analysiert und anschließend die richtigen Maßnahmen ergriffen werden. Mit Röntgenstrahlen kann man auch schwer zu entdeckende Flecken auf den Lungen eines Menschen jagen. Doch die Röntgenstrahlen können nicht nur helfen, Krankheiten zu diagnostizieren. Sie haben ebenso große Bedeutung bei der Heilung vor allem von Tumorerkrankungen, wo die Strahlung eingesetzt werden kann, um die kranken Zellen anzugreifen.

Man wusste jedoch nicht, dass die Strahlung auch eine schreckliche Kehrseite hatte. Im Nachhinein kann man sagen, dass die Pioniere nicht vorsichtig genug zu Werke gingen, bevor bekannt war, ob die neue Entdeckung bedrohliche Nebenwirkungen hatte. Und das wurde vielen zum Verhängnis, die

nicht ahnten, welche Folgen diese unsichtbare Strahlung haben konnte.

Ein Amerikaner erfand im Jahr 1915 eine leuchtende Farbe, die er *Undark*, »undunkel«, nannte. Er hieß Sabin Arnold von Sochocky und hatte keinerlei wissenschaftliche Ambitionen. Er wollte Geld verdienen.

In dem von ihm gegründeten Unternehmen malten seine Angestellten – zumeist Mädchen, oft erst zwölf Jahre alt, ohne Ausbildung und in vielen Fällen Analphabeten – die »undunkle« Farbe auf Uhren oder Kruzifixe, die dann im Dunkeln leuchteten. Damit die Pinsel, mit denen sie arbeiteten, auch für sehr feine Striche benutzt werden konnten, mussten sie die Borsten mit den Lippen zusammenpressen. Es kam auch vor, dass sie sich zum Spaß die Zähne und Fingernägel mit der Farbe bemalten. Dann gingen sie in dunkle Räume und zeigten einander, wie sie leuchteten.

Natürlich hatte sie niemand davor gewarnt, dass radioaktive Strahlung gefährlich sein konnte. Außerdem hatte die in Amerika erscheinende medizinische Zeitschrift *Röntgen* im Jahre 1916 erklärt: »Röntgen hat keinerlei giftige Nebenwirkungen. Röntgen ist für den Menschen das, was das Sonnenlicht für Pflanzen ist.«

Während des Ersten Weltkriegs wuchs das Interesse und der Bedarf an im Dunkeln selbstleuchtenden Instrumenten verschiedener Art. Schätzungen zufolge gab es einige Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkriegs 1918 in den USA etwa zweitausend Vollzeitbeschäftigte, die mit dieser Farbe arbeiteten.

Aber dann starben einige derjenigen, die ein paar Jahre mit der Farbe gearbeitet hatten. Die Krankheiten variierten.

Keiner informierte die Menschen darüber, wie es sich wirklich verhielt. Ein Zahnarzt namens Theodore Blum berichtete zwar, dass einer seiner Patienten einen stark zerfressenen

Kiefer aufwies und dass er vermutete, die Arbeit seines Patienten, der mit der selbstleuchtenden Farbe Zifferblätter bemalt hatte, habe diesen Schaden verursacht. Der Patient starb kurz darauf. Doch nichts geschah. Die Uhren mit den leuchtenden Zeigern tickten weiter.

Erst im Jahr 1925 durchbrach die Enthüllung über die Gefährlichkeit der Arbeit mit auf Radium basierenden Farben die kompakte Mauer des Schweigens. Und jetzt war von Sochocky, der das Unternehmen einst gegründet hatte, einer derjenigen, die sich am stärksten dagegen engagierten. Er warnte vor den Folgen der Arbeit mit den leuchtenden Farben. Zu diesem Zeitpunkt hatte er das von ihm gegründete Unternehmen bereits verlassen. Sein eigener Atem war inzwischen radioaktiver als der der Arbeiter in seiner früheren Firma.

Eine Untersuchung des Unternehmens brachte die furchtbare Wirklichkeit an den Tag. Die Arbeiterinnen traten einzeln in einen dunklen Raum. Dort mussten die Ärzte feststellen, dass die Frauen nahezu gänzlich selbstleuchtend waren. Ihre Gesichter, Arme und Beine, ihre Kleider – alles strahlte von der fluoreszierenden Farbe.

Obendrein waren beinahe alle krank. Ihre Blutwerte zeigten auf unterschiedliche Weise, dass sie von der Radioaktivität, der sie ausgesetzt gewesen waren, vergiftet worden waren.

Die Wahrheit, die an den Tag kam, war sehr einfach: Diejenigen, die geglaubt hatten, die radioaktive Strahlung ginge einfach durch den Körper hindurch, hatten sich geirrt. Die Radioaktivität blieb im Skelett und führte am Ende, wenn die Strahlendosen, denen eine Person ausgesetzt war, allzu hoch und zu langandauernd gewesen waren, zu Krebs und einem meistens qualvollen Tod.

Es zeigte sich auch, dass die Personen, die die Untersuchung der Arbeiter durchführten, selbst einem hohen Risiko ausge-

setzt waren. Ein Chemiker, Edwin Lehman, der mit der Radioaktivität arbeitete, verstarb von einem auf den anderen Monat an einer rasch voranschreitenden Blutkrankheit.

Im Jahr 1927 verklagten fünf erkrankte Arbeiterinnen das Unternehmen, das von Sochocky gegründet hatte und für dessen Stilllegung er sich jetzt intensiv einsetzte.

Es gibt zahlreiche starke Zeugnisse von der großen Verzweiflung und dem Schuldgefühl, die ihn ergriffen, als er erkannte, welchen Preis seine jungen Arbeiterinnen hatten bezahlen müssen.

Die Zeitungen taufte die Betroffenen »Die fünf todgeweihten Frauen«. Diese verlangten Schadenersatz für die erlittenen gesundheitlichen Schäden und das ihnen zugefügte Leiden. Eine von ihnen hatte zwanzig Kieferoperationen hinter sich und war von den Hüften abwärts gelähmt. Sie wurde auf einer Trage in den Gerichtssaal gebracht, zusammen mit zwei anderen Frauen, die auch nicht mehr auf den Beinen stehen konnten. Eine von ihnen konnte nicht einmal mehr die Hand heben, um den Zeugeneid zu leisten.

Den ersten Prozess verloren die fünf Frauen. Die Anwälte des Unternehmens hatten argumentiert, die Schädigungen seien vor so langer Zeit entstanden, dass alle Schadenersatzansprüche verjährt seien. Doch die Frauen gaben nicht auf, obwohl es ihnen zunehmend schlechter ging. Einige von ihnen waren schon vom Tod gezeichnet, als sie im Gerichtssaal auftraten.

Aber sie wurden von vielen Menschen, die sich angesichts ihres Leidens empörten, unterstützt und ermutigt. Von Marie Curie hingegen, die mit ihrem Mann Pierre die Elemente Radium und Polonium entdeckt hatte, kam eine merkwürdige Botschaft. Sie empfahl den Kranken, Kalbsleber zu essen. Sie selbst sollte binnen weniger Jahre an einer Blutkrankheit ster-

ben, die eine Folge der hohen radioaktiven Strahlung war, der sie sich ausgesetzt hatte.

Nach vielen Jahren, als schon zwei der »fünf todgeweihten Frauen« gestorben waren, gelang es einem Vermittler, die langwierige Auseinandersetzung zu beenden. Jeder der Frauen wurde ein Bruchteil der Summe zugesprochen, die sie verlangt hatten. Aber sie hatten keine Kraft mehr. Viel später stellte man fest, dass auch ihre Gräber radioaktiv waren. Zwischen Kreuzen und Grabsteinen schlugen die Geigerzähler aus.

Sechs Monate später starb von Sochoky selbst infolge der radioaktiven Strahlung. Der Krebs hatte seine Hände, den Mund und die Kiefer zerfressen. Er hörte jedoch nie auf, dafür zu kämpfen, dass die Geschädigten Schadenersatz erhielten und dass die Arbeitsbedingungen für diejenigen, die mit radioaktiven Farben hantierten, radikal verändert wurden, indem sie beispielsweise ausreichend gute Schutzkleidung bekamen.

Im Nachhinein kann man feststellen, dass diejenigen, die später am Atombombenprojekt Manhattan arbeiteten, sich darauf verlassen konnten, dass ihre Schutzausrüstung sie davor bewahrte, ebenso zu erkranken wie die Fabrikarbeiterinnen. Keiner der Ingenieure, Physiker und Techniker, die die Atombomben konstruierten, die später über Hiroshima und Nagasaki abgeworfen wurden, war dem Risiko ausgesetzt, dass ihm die Kiefer zerfielen.

In ähnlicher Weise können wir auch über die Schäden und das Leiden sprechen, die die Arbeit mit Asbest zur Folge hatte. Noch heute exportiert die westliche Welt Schiffe zur Verschrottung beispielsweise nach Indien. Schiffe voll Asbest. Und den Männern, die gezwungen sind, daran zu arbeiten, stehen häufig nicht einmal einfache Atemmasken zur Verfügung. Viele sterben an Asbestose.

Die mikroskopisch kleinen Fasern, die vom Asbest ausgeson-

dert werden, dringen in die Lungen ein und bilden schließlich eine dicke Schicht, die die normale Atmung verhindert. Viele der Betroffenen erleben dies wie ein langsames Ersticken. Ein Arbeiter der Wittenom-Grube in Australien schilderte die Krankheit so: »Es ist, als würden einem die Lungen mit nassem Zement gefüllt.«

Es geschieht immer wieder, und es wird weiter geschehen. Der Mensch setzt neue Projekte in Gang, ohne zuerst zu prüfen, ob vielleicht verborgene Schattenseiten existieren.

Die Gefahr besteht immer. Und wenn es passiert, kann es zu einer grenzenlosen Katastrophe führen.

Die jungen Fabrikarbeiterinnen, die sich Zähne und Fingernägel mit phosphoreszierender Farbe bemalten und miteinander lachten, wurden auf dem Altar unseres stets gegenwärtigen Mangels an Geduld geopfert.

Es ist so unendlich einfach, Risiken zulasten des Lebens anderer Menschen einzugehen.

...

## Der Weg nach Salamanca Teil I

Es war das Jahr 1985. Ich war siebenunddreißig Jahre alt. Zwei Tage zuvor war ich um vier Uhr am Morgen von der Algarve im Süden Portugals losgefahren. Ich war auf dem Weg zurück nach Schweden. Die erste Nacht schlief ich über einer Werkstatt an einer Tankstelle nördlich von Lissabon, die ein Zimmer vermietete, in dem es nach Diesel und Motoröl roch. Der Wagen, den ich fuhr, war klein und leicht. Ich brauchte ihn über Nacht nicht in eine zu Garage stellen, weil ihn kaum einer stehlen würde. Auch würde niemand das Auto aufbrechen, weil es fast leer war. Alles, was ich besaß, hatte Platz in einer Tasche, die ich mit aufs Zimmer nahm.

Am Tag darauf fuhr ich weiter nach Norden. Es war August und sehr warm. Es herrschte dichter Verkehr, weil die Ferien in Europa gerade angefangen hatten und die Menschen aus den Großstädten in den Süden fuhren, an die Riviera, die spanische Costa del Sol und eben die Algarve. Ich war mit einem fast fertigen Buchmanuskript auf dem Weg nach Hause. Von einem Kellner in einem Café in Albufeira hatte ich eine Wohnung gemietet, wo ich mit Blick auf das Meer hatte schreiben können.

Es war eine gute Arbeitsphase gewesen. Einen Monat lang gastierte in der Nähe ein Zirkus. Ich gewöhnte mich an die Musik und den Beifall. Die letzte Vorstellung sah ich mir an. Am Tag darauf packten der Zirkus und ich unsere Sachen zusammen und fuhren davon.

Im Autoradio hörte ich Nachrichtensendungen, die eine ging in die nächste über. Nichts von Gewicht schien passiert zu sein. Und zugleich schien alles von Gewicht passiert zu sein. Wie so oft waren die Nachrichten nahezu unbegreiflich.

Ich hatte mir vorgenommen, südlich von Porto nach Osten abzubiegen und über die Berge nach Spanien hineinzufahren. Wo ich übernachten würde, wollte ich mir später überlegen. Aber ich hatte vor, weit zu fahren.

Zu dieser Zeit war ich Theaterleiter und machte mir viele Gedanken darüber, wie ich im Leben zu meinen Entscheidungen kam. Im Rückspiegel konnte ich sehen, dass ich braungebrannt war. Aber meine Gedanken waren weiß. Bleich, sollte ich sagen. Den ganzen Sommer über hatte ich eine nagende Unruhe mit mir herumgetragen. Wie sollte ich es schaffen, Chef eines so schwer zu lenkenden Unternehmens zu sein, wie ein Theater es ist und wohl auch sein muss?

Ich fuhr auf der kurvenreichen Straße über die Berge an der Grenze zwischen Portugal und Spanien. Am Nachmittag erreichte ich die endlosen Ebenen im Westen Spaniens. Kilometer um Kilometer auf einer schnurgeraden Strecke durch eine vertrocknete Landschaft. Einmal zählte ich über dreißig Kilometer, bevor die Straße eine kleine, kaum merkbare Richtungsänderung aufwies. Doch danach ging es weiter endlos geradeaus.

Irgendwo hielt ich an und setzte mich in den Schatten eines vertrockneten Baums. Ich aß von meinem mitgeführten Proviant und wedelte eine Weile gegen die Fliegen an, bevor ich weiterfuhr.

Am Abend, als es schon dunkel geworden war, erreichte ich Salamanca. Ich war sehr weit gefahren, von der Tankstelle am Stadtrand von Lissabon. Also beschloss ich, in Salamanca zu übernachten. Ich kurvte eine Weile auf gut Glück durch die

Innenstadt, bevor ich ein Hotel fand, das nicht zu teuer aussah. In unmittelbarer Nähe lag auch ein Parkplatz.

Das schmale Zimmer war vermutlich einst ein Flur im Haus einer wohlhabenden Familie gewesen, das später in ein Hotel umgewandelt worden war. Aber das Bett war bequem. Ich duschte, zog mich um und legte mich darauf. Von irgendwoher drangen die Stimmen zweier Menschen herein, die beinahe friedlich miteinander stritten. Ich schnappte vereinzelte Wörter auf. Anscheinend stritten sie sich um das, worum sich alle Menschen streiten: um Geld.

Ich schlief eine Weile und träumte von dem langen Weg, den ich während des Tages zurückgelegt hatte. Aber der Traum war sonderbar. Es war nicht genau die Reise, die ich einige Stunden zuvor gemacht hatte. Zwar war es dasselbe Auto, auch die Landschaft war die gleiche. Sogar die Nachrichten im Autoradio waren eine Wiederholung dessen, was ich gehört hatte. Aber ich war nicht allein im Auto. Jemand saß auf dem Sitz neben mir. Vermutlich auch jemand auf der Rückbank. Aber ich drehte mich nicht um, um zu sehen, wer es war.

Ich steuerte den Wagen. Aber ich war auch derjenige, der auf dem Beifahrersitz saß. Ich selbst als Teenager. Keiner von uns sagte ein Wort. Dann und wann warf ich einen Blick auf die jüngere Ausgabe meiner selbst. Ich erkannte ihn natürlich. An seine Spiegelbilder pflegt man sich zu erinnern.

Als ich schließlich aufwachte, blieb ich im Bett liegen und versuchte zu verstehen, was der Traum mir hatte sagen wollen. Ich glaube, dass alles, was man träumt, immer von einem selbst handelt, auch wenn man von anderen Menschen träumt. Der Traum wollte mir mitteilen, dass ich als junger Mann immer noch wichtig für mich war. Nach und nach war ich auch davon überzeugt, dass die Person auf der Rückbank ebenfalls ich gewesen war. Aber vielleicht hatte ich nicht gewagt hin-

zusehen, weil ich das als alter Mann hätte sein können? Ich weiß es nicht.

Es war Essenszeit, kurz vor neun Uhr am Abend. Ich stand auf und überlegte, ob ich den Rezeptionisten, einen alten Mann mit Klumpfuß, nach einem Restaurant in der Nähe fragen sollte. Aber als sein Telefon klingelte, ließ ich es sein und trat auf die Straße. Es war ein warmer Abend. Die Dunkelheit war so seidenweich, wie man es nur in Südeuropa und in Afrika erleben kann. Ich streifte durch die Straßen. Die Abendgeräusche waren die gleichen wie überall. Lachende oder allgemein laute junge Menschen, Autos, bellende Hunde, dröhnende Musik aus einer Bar. Und Kirchenglocken, die plötzlich durch den Geräuschteppich drangen.

Jener Abend in Salamanca hatte etwas Zeitloses. Ich verspürte die Leichtigkeit, die sich einstellt, wenn ich mich an einem Ort befinde, wo absolut niemand weiß, wer ich bin und wo ich bin.

Ich erinnere mich noch, dass ich dachte: von Sveg nach Salamanca. Eine lange Reise, von einem verschneiten und melancholischen Norrland in die alte spanische Stadt Salamanca. Die Reise hat viele Jahre gedauert. Niemand hätte vorhersagen können, dass ich einmal an einem warmen Augustabend hier spazieren gehen und nach einem Restaurant suchen würde.

Ich blieb vor verschiedenen Restaurants stehen, ging dann aber immer weiter. Schließlich entschied ich mich für eine Gaststätte, die für die Menschen in der Nachbarschaft ein Stammlokal zu sein schien und gut besucht war. Kein Restaurant, das in erster Linie auf Touristen eingestellt war. Ich bekam einen kleinen Tisch in einer Ecke. Sowohl der Stuhl, auf dem ich saß, als auch der Tisch vor mir wackelten. Aber ich ließ es auf sich beruhen. Der Kellner, schwarz und weiß gekleidet, kam zu mir und empfahl das Kalbsschnitzel. Es sei das beste Gericht

des Abends, erklärte er. Als er merkte, dass ich kein Spanisch sprach, ihn aber dennoch einigermaßen verstand, nahm er sich die Zeit, deutlich zu reden. Er riet zu einem Wein aus der Gegend. Ich nahm alle Vorschläge an. Der Kellner war um die sechzig, ungefähr so alt, wie ich jetzt bin, da ich dies schreibe. Er hatte schütteres Haar, einen grauen Schnurrbart und eine auffallend große und spitze Nase. Er bewegte sich zwischen den Tischen und den zahlreichen Gästen, ohne bei all dem, was er bewältigen musste, gehetzt zu wirken.

Ich aß mein Kalbsschnitzel, trank den Wein, der allerdings ein bisschen sauer war, und hinterher Kaffee. Die Gäste brachen allmählich auf, mehr und mehr Tische leerten sich. Die lange Autofahrt und die angespannte Aufmerksamkeit auf den endlosen Geraden hatten mich müde im Kopf gemacht. Ich kann mich nicht erinnern, einen einzigen Gedanken gedacht zu haben.

Plötzlich entstand an einem Tisch ein Streit. Ein älterer Mann und eine jüngere Frau beschwerten sich lautstark beim Kellner. Mit dem Nachtschiff, den er ihnen gerade serviert hatte, war etwas nicht in Ordnung. Der Mann schob ihn entrüstet von sich und erklärte, glaube ich, dass er ungenießbar sei, ja, dass es skandalös sei, so etwas überhaupt anzubieten. Der Kellner stand schweigend da und hörte zu. Er hatte nicht den Kopf gesenkt wie ein Schuljunge, der sich schämt, sondern hielt den Blick unverwandt auf das Paar am Tisch gerichtet. Als der Mann keine Worte mehr zu finden schien, übernahm die junge Frau. Ihre Stimme war schrill, und ich meinte, so viel zu verstehen, dass sie im Grunde nur das wiederholte, was der Mann vorher gesagt hatte.

Die ganze Zeit über balancierte der Kellner sein Tablett auf der einen Hand. Darauf waren Gläser und Kaffeetassen, die er von den Tischen abgeräumt hatte.

Dann ging alles sehr schnell. Die Frau mit ihrer schrillen Stimme hatte noch nicht aufgehört zu schimpfen, da hob der Kellner plötzlich das Tablett über seinen Kopf und warf es auf den Boden, sodass Gläser und Tassen zersplitterten. Dann band er sich in aller Ruhe seine weiße Schürze ab und ließ sie auf den Fußboden fallen. Und ging. Er verließ das Restaurant in Hemdsärmeln, ohne sich umzudrehen, und war weg.

Das Schweigen im Restaurant war kompakt. Der Koch war aus der Küche gekommen. Der Mann, der an der Kasse saß, hatte sich nicht gerührt. Jetzt rief er nach einem Schwarzen, der mit Spülhandschuhen an den Händen aus der Küche kam und anging, die Scherben aufzulesen. Der Mann an der Kasse erhob sich und bedauerte den wenigen noch verbliebenen Gästen gegenüber das Vorgefallene. Alle beeilten sich, mit dem Essen fertig zu werden und zu bezahlen. Am Ende war nur noch ich da. Der Schwarze fegte die letzten Scherbenreste zusammen. Ich bezahlte bei dem Mann an der Kasse. Er hob die Hände in einer resignierten Geste. Aber er sagte nichts.

Ich trat hinaus in die kastilische Nacht. Auf dem Weg zurück ins Hotel überquerte ich die Plaza Mayor, einen der größten Plätze, die ich je gesehen habe. Es waren noch viele Jugendliche unterwegs, kein Wunder, ein Fünftel der Einwohner von Salamanca sind Studenten.

Gerade als ich in eine Seitenstraße zu meinem Hotel einbog, sah ich den Kellner, der sein Tablett und seine Schürze hingeworfen hatte. Er stand vor dem erleuchteten Schaufenster eines Reisebüros. Er rauchte und schien tief in Gedanken versunken zu sein. Ich blieb stehen und betrachtete ihn. Im Schaufenster hingen Reklameschilder für Reisen in alle Welt. Ob er sich diese Angebote ansah oder nur nachdachte, weiß ich natürlich nicht.

Als er seine Zigarette zu Ende geraucht und den glimmenden

Stummel mit dem Absatz ausgetreten hatte, ging er davon und verschwand im Schatten zwischen zwei Straßenlaternen. Ich habe ihn nie wiedergesehen.

In jener Nacht lag ich lange wach. Ich spürte das heftige Bedürfnis, einen Entschluss zu fassen. Als hätten der plötzliche Aufbruch des Kellners, als er genug hatte, und sein entschiedener Auszug aus dem Restaurant mich selbst vor eine Herausforderung gestellt. Ich stand mitten im Leben, war also in jener Lebensphase, von der man sagt, in ihr seien sowohl die Risiken wie auch die Möglichkeiten am größten.

Deutlicher als je zuvor erkannte ich, dass ich aufs Neue entscheiden musste, was ich aus meinem Leben machen wollte. Das kurze Leben, das von zwei Ewigkeiten, zwei großen Dunkelheiten umgeben ist. Die mir zugemessene Zeit war nicht mehr so lang wie zehn Jahre zuvor.

In dieser Nacht in der alten keltischen Stadt, als ich bis zur Morgendämmerung wachlag, warf ich mein symbolisches Tablett zu Boden, riss mir die Schürze ab und ging hinaus in die warme Nacht.

Ich dachte daran, dass alle wirklich wichtigen Erzählungen von Aufbruch handelten. Sei es vom Aufbruch einzelner Menschen oder vom Aufbruch ganzer Gesellschaften, ob aufgrund von Revolutionen oder Naturkatastrophen. Zu schreiben, nahm ich mir vor, musste heißen, mit meiner Taschenlampe die dunklen Ecken auszuleuchten und nach bestem Vermögen das offenzulegen, was andere zu verbergen versuchten.

Es gibt immer zwei Typen von Erzählern, die ständig miteinander ringen. Der eine schaufelt zu und verbirgt, während der andere aufgräbt, um zu enthüllen.

In der Morgendämmerung schlief ich ein paar Stunden. Als ich aufwachte, hatte ich Halsschmerzen und Fieber. Die Vorstellung, die zweihundert Kilometer bis Madrid und von da

aus nach Norden zur Küste und weiter nach Frankreich zu fahren, war mir zuwider. Ich beschloss, noch eine Nacht in dem nicht allzu teuren Hotel zu bleiben.

Am Abend ging ich zurück zu dem Restaurant. Aber ich ging nicht hinein. Durchs Fenster konnte ich sehen, dass an diesem Abend ein anderer Kellner dort arbeitete.

Am Tag danach setzte ich meine Reise fort. Es war ein langer Weg von Sveg nach Salamanca gewesen. Aber es gab auch eine Reise, die in Salamanca ihren Anfang nahm, und von deren Ende ich noch nichts wusste.

Das Tablett wird auf den Boden geworfen. Porzellan und Glas zersplittern.

Ein Aufbruch findet statt. Eine Frage wird gestellt.

Der Mann, der  
von seinem Pferd stieg

Die Krankheit hat mich zerstreuter gemacht als gewöhnlich. Ich weiß nicht, wie viel Zeit ich jeden Tag mit der Suche nach Brillen, Papieren, Telefonen, Pillenschachteln, Büchern und halb gegessenen Äpfeln verbringe.

Aber ich habe viele Jahre nach einem Baum gesucht, ohne im Geringsten vergesslich oder zerstreut zu sein.

Er soll irgendwo an der alten Landstraße zwischen Cambridge und London stehen. Angeblich gibt es sogar eine Gedenktafel, die darüber informiert, dass an eben dieser Stelle einst ein junger Mann von seinem Pferd stieg und sich in den Schatten des Baums setzte, um einen lebensentscheidenden Beschluss zu fassen.

Ich habe den Baum nie gefunden. Hauptsächlich, weil ich mir nie die Zeit genommen habe, ernsthaft zu suchen. Das bereue ich. Aber ich weiß, dass der Baum noch immer dort steht, als Gedenkstätte für einen Menschen, den die Geschichte weitgehend vergessen hat.

Er hieß Thomas Clarkson. Als sein Vater starb, war Thomas sechs Jahre alt. Von da an lebte er in ärmlichen Verhältnissen, erhielt jedoch Unterstützung, um an der theologischen Fakultät der Universität Cambridge zu studieren. Niemand zweifelte daran, dass er hochbegabt und tiefgläubig war. Seine Laufbahn als Geistlicher in der anglikanischen Kirche schien vorhersehbar zu sein.

Das minimale Stipendium, das Thomas Clarkson erhielt,

reichte nur für das Allernotwendigste. Er war ständig gezwungen, sich nach neuen Geldquellen umzusehen, um seinen Lebensunterhalt bestreiten zu können.

Eines Tages sah er die Ausschreibung für einen Wettbewerb, bei dem die Teilnehmer einen Essay über die Sklaverei schreiben sollten. Dies war im Jahr 1785. Die Französische Revolution würde die Sklaverei bald für unmenschlich erklären. Überall in England erhoben vor allem die Quäker immer lauter ihre Stimme dagegen, dass Menschen andere Menschen besitzen und unter harten Arbeitsbedingungen bis aufs Letzte ausnutzen konnten.

Thomas Clarkson beschloss sogleich, sich an dem Wettbewerb zu beteiligen. Ihn lockte nicht in erster Linie das Thema, sondern die Möglichkeit, eine Geldsumme zu gewinnen, die ihm helfen würde, sein Studium zu bestreiten. Clarkson reiste nach Liverpool und führte Interviews mit Kapitänen und Reedern von Sklavenschiffen. Heimlich traf er Sklaven, die geflohen waren und jetzt unter äußerst schwierigen Umständen in den Slumvierteln lebten.

Nicht alle waren gleichermaßen daran interessiert, mit ihm zu sprechen. Der Sklavenhandel verzeichnete jährlich hohe Umsätze. Diejenigen, die sich daran bereicherten, waren nicht bereit, ihre lukrativen Einkünfte aufs Spiel zu setzen. Einmal versuchten Unbekannte, Clarkson von einem Wellenbrecher ins Meer zu werfen.

Aber Thomas Clarkson konnte nicht länger die Augen vor den Tatsachen verschließen. Langsam rückte der Gedanke an die verlockende Preissumme in den Hintergrund. Stattdessen erkannte er, wie grausam das Leben der afrikanischen Sklaven auf den Zuckerrohrplantagen in der Karibik oder den Baumwollfeldern in den amerikanischen Südstaaten war.

Clarkson schrieb an den Abenden im Licht einer kleinen Öl-

lampe. Aus den Schatten kamen die Stimmen, die er gehört, und die Gesichter, die er gesehen hatte. Da waren die arroganten Reeder, die die Afrikaner schlicht als eine Handelsware wie jede andere betrachteten. Sie seien zwar lebende Wesen, doch das seien Ziegen und exotische Tiere auch. Clarkson erinnerte sich an die Aussage der Kapitäne auf den Sklavenschiffen, wonach Brutalität und harte Disziplin notwendig waren, damit die Ladung schwarzer Menschen kein Chaos und keine Unordnung anrichtete, damit sie nicht meuterten oder sich im kollektiven Selbstmord ins Meer stürzten.

Aber vor allem dachte er an die Sklaven, denen die Flucht gelungen war und die jetzt mit der Angst lebten, eingefangen und ihren »Besitzern« wieder zugeführt zu werden. Daran, wie man sie auspeitschte, bevor man sie auf ein neues Schiff setzte, einem Ziel entgegen, wo sie in einer Auktion versteigert werden würden.

Thomas Clarkson schrieb seinen Essay und reichte ihn bei der Jury ein. Als er einige Zeit später erfuhr, dass er gewonnen hatte und zu der feierlichen Zeremonie eingeladen war, bei der seine Schrift präsentiert werden sollte, wusste er nicht, ob er hingehen sollte. Vielleicht sollte er in seiner Dankesrede von dem Schatten sprechen, den der Sklavenhandel mit seinem ungerechten menschlichen Leid auf die britische Nation warf?

Er nahm seinen Preis und die damit verbundene Ehrung entgegen. Aber er sagte nichts von dem, was er eigentlich dachte. Thomas Clarksons erstes Pastorat war in London. An einem Tag im Frühjahr stieg er auf sein Pferd und machte sich auf den Weg in die Hauptstadt. Es war ein schöner Tag. Aber seine Unruhe wuchs, je mehr er sich London näherte.

Mittags hielt er an und stieg vom Pferd. Er befand sich in der Nähe von Wadesmill in Hertfordshire. Dort setzte er sich in

den Schatten des Baumes, nach dem ich zweihundert Jahre später suchen sollte, ohne ihn zu finden. Sein Pferd graste. Es war ein friedlicher Tag, aber in Thomas Clarksons Innerem tobte ein Sturm. Er sah ein, dass er einen Entschluss fassen musste.

Clarkson gab später weder schriftlich noch mündlich Auskunft darüber, wie lange er dort im Schatten des Baumes gesessen hatte, bis er seinen lebenswichtigen Entschluss fasste. Der Abstand zwischen Cambridge und London beträgt rund fünfundsiebzehn englische Meilen. Also kann er kaum Zeit gehabt haben, viele Stunden unter dem Baum zu sitzen.

Als er schließlich aufstand, sein Pferd wieder sattelte und weiterritt, hatte er seine Entscheidung getroffen. Eigentlich hatte er das schon viel früher getan. Aber in diesem Augenblick formulierte Thomas Clarkson seinen Entschluss für sich selbst und vor dem Gott, an den er zeitlebens glaubte.

Er wollte nicht Pastor werden. Er wollte sein Leben der Aufgabe widmen, mit all seinen Kräften für die Abschaffung der Sklaverei und die Freilassung sämtlicher Sklaven zu kämpfen. Der Zufall, der ihn an einem literarischen Preisausschreiben teilnehmen ließ, hatte sein Leben auf den Kopf gestellt.

Thomas Clarkson wurde dem Versprechen, das er sich selbst gegeben hatte, nie untreu. Und er lebte lange genug, dass er den Abolition Act, der den Sklavenhandel und den Besitz von Sklaven im britischen Imperium für ungesetzlich erklärte, noch erlebte.

Sein Leben war nie einfach und oft gefährlich. Die mächtigen Feinde, denen er schon bei seinem ersten Besuch im Sklavenhändlermilieu von Liverpool begegnet war, hörten niemals auf, ihn zu bekämpfen. Er wurde zum Opfer zahlreicher Überfälle und Mordversuche. Aber Thomas Clarkson lebte, nachdem er seinen Entschluss gefasst hatte, noch einundsechzig

Jahre und starb schließlich eines natürlichen Todes. Er wusste, dass sein Leben all die Anstrengung wert gewesen war, der er sich unterzogen hatte.

Heute ist Thomas Clarkson so gut wie vergessen. Abgesehen von der Gedenktafel, die ich nicht gefunden habe, gibt es keine eigentliche Stätte der Erinnerung an ihn. Die eine oder andere Büste, hier und da ein Gemälde und natürlich die Erinnerung, die für immer eingeschrieben ist in das Buch über die Menschen, die den Sklavenhandel schließlich zu Fall brachten.

Thomas Clarkson zählt zu der schattengleichen Menge von Helden, die die besten Vertreter der Menschheit ausmachen. Sie sind auf den unterschiedlichsten Gebieten tätig gewesen, Männer, Frauen, überraschend häufig außerdem Kinder und Jugendliche. Sie haben große Gefahren in Kauf genommen, und sie haben die Angst besiegt, die sie alle oft gehabt haben müssen.

Aber was ich schreibe, stimmt nicht ganz. Denn Sklavenhandel gibt es noch immer auf der Welt. Auch wenn Thomas Clarkson und seinesgleichen die Wurzelfäden jenes Sklavenhandels durchtrennt haben, der von diversen Rechtssystemen sanktioniert wurde, ist die brutale Verlockung, mit Menschenhandel Geld zu verdienen, nicht verschwunden. Auch heutzutage ist Sklavenhandel in der Welt weit verbreitet. Jetzt dreht es sich nicht um die Zuckerrohrernte auf den Inseln der Karibik oder um das Pflücken von Baumwolle auf den glühend heißen Feldern im Süden der USA. Jetzt ist die Triebkraft hinter dem Sklavenhandel häufig das Geld, das man an Prostitution, Kinderarbeit unter unerträglichen Bedingungen und Saisonarbeit wie dem Pflücken von Tomaten, Beeren und Nüssen verdient, unter Umständen, die an Sklavenarbeit erinnern. Die Betroffenen haben keine Rechte, werden nicht selten um ihren Lohn geprellt und leben getrennt von ihren Familien.

Die Prostitution auf der Welt hat heute ein schlimmeres Ausmaß erreicht als vielleicht jemals in der Geschichte der Menschheit. Die Ausgebeuteten sind oft sehr jung und werden mit Gewalt gezwungen, sich zu fügen.

Jetzt treten andere Menschen vor. Gegen Gewalt und Unterdrückung zu kämpfen ist nicht nur ein Recht, das wir haben, sondern eine Möglichkeit. Um Unrecht unter keinen Umständen zu akzeptieren.

Auch heute brauchen wir Menschen, die von ihren Pferden steigen, um sich in den Schatten eines Baumes zu setzen und wichtige Entscheidungen zu treffen.

Irgendwo gibt es sie immer. Trotz allem.

## Während das Kind spielt

Ich bin nicht religiös und bin es auch nie gewesen. Als Kind versuchte ich, ein Abendgebet zu sprechen, aber es kam mir immer wie eine Unwahrheit vor.

Jetzt, da ich Krebs habe, bin ich oft erstaunt über Menschen, die in ihrem Glauben Trost finden. Ich respektiere sie, aber ich beneide sie nicht.

Dennoch bin ich mir einer Sache sicher, als ob ich trotz allem eine diffuse religiöse Überzeugung mit mir herumtrüge. Die Menschen, die vielleicht in vielen tausend Jahren nach einer langen, schweren Eiszeit auf der Erde leben, werden im Besitz einer elementaren Lebensfreude sein.

Ohne sie überlebt der Mensch nicht. Die Seele der Menschheit wäre amputiert.

Wir können so viele Überlebensstrategien entwickelt haben, wie wir wollen, aber die elementare Kraftquelle, die uns erfolgreich macht, sind unsere Lebenslust und Lebensfreude. Wenn man diese mit einer ständig lebendigen Neugier und Wissbegierde paart, erhält man ein Bild der vollkommen einzigartigen Fähigkeit des Menschen.

Tiere begehen nicht Selbstmord. Menschen tun es, wenn ihnen die Lebensfreude abhandengekommen ist, oft aufgrund eines schweren körperlichen oder seelischen Schmerzes. Wer der erste Mensch war, der seinem Leben vorzeitig ein Ende setzte, ist eine sinnlose Frage, weil sie nicht beantwortet werden kann. Aber dass Selbstmord den Menschen durch den Aufstieg und den Niedergang der Zivilisationen wie ein Schatten begleitet

hat, lässt sich in umfassender Weise dokumentieren. Auch wenn Kleopatra wahrscheinlich keine Schlange benutzte, von der sie sich beißen ließ, können wir sicher sein, dass sie Selbstmord beging. Durch die Geschichte hindurch haben sich unzählige Menschen erhängt, ertränkt, erschossen oder vergiftet. In vielen Fällen können wir verstehen, warum ein Mensch das Leben als unerträglich empfindet, in anderen Situationen stehen wir ratlos und fragend da, erschrocken darüber, wie wenig wir über den plötzlich Verstorbenen wussten.

Albert Camus hat in einem berühmten Textfragment geschrieben: »Es gibt nur ein wirklich ernstes philosophisches Problem: den Selbstmord. Die Entscheidung, ob das Leben sich lohne oder nicht, beantwortet die Grundfrage der Philosophie.«

Die Antwort auf diese Frage ist die Lebenslust.

Woraus diese Lebensfreude und Lebenslust eigentlich besteht, darüber wissen wir heute bedeutend mehr als vor nur dreißig oder vierzig Jahren. Letztlich handelt es sich dabei um chemische Prozesse. Ob wir es wollen oder nicht, geht es auch bei unseren geistigen Erlebnissen um verschiedene messbare physiologische Abläufe.

Der zuvor erwähnte junge Mann, der beschlossen hatte, Hirnforscher zu werden, wird diese Prozesse zu verstehen und sie zu durchdringen versuchen. Es sind mühsame Expeditionen, und ihre Ergebnisse sind schwer zu deuten. Aber unser Wissen um die innersten Prozesse, die uns zu Menschen machen, nimmt mit jedem Tag zu.

Viele wollen nichts davon hören, dass selbst der leidenschaftlichsten Verliebtheit letztlich ein chemischer Prozess zugrunde liegt. Liebe und erotische Leidenschaft müssen etwas anderes sein, denken wir. Diese chemischen Prozesse, die als magische Quelle in der Phase der Verliebtheit an die Oberfläche treten,

führen zu bestimmten Handlungen, angefangen vom Überreichen von Geschenken bis hin zum Schreiben von Gedichten, zu unendlicher Schlaflosigkeit, Eifersucht oder unmäßiger Freude. Aber am Beginn stehen Abläufe in Zellen und chemische Prozesse, die darüber entscheiden, wie wir uns fühlen und wie wir denken, wie wir lieben und wie wir unter der Erniedrigung der Eifersucht leiden.

Es ist für mich schwer einzusehen, dass diese chemischen Prozesse eine Abwertung der menschlichen Leidenschaften zur Folge haben sollten. Im Gegenteil, muss ich sagen. Michelangelo hätte nicht schlechter gemalt, wenn er gewusst hätte, was wir heute über die wunderbaren, unsichtbaren Vorgänge wissen, die die wichtigsten Ereignisse und Entschlüsse in unserem Leben steuern.

Aber die Lebensfreude und die Lebenslust? Ich stelle mir vor, dass man sie auf folgende Weise beschreiben kann: Ein Kind sitzt allein da und spielt. Es ist völlig versunken in sein Spiel und seine Gedanken. Und es singt vor sich hin. Einen wortlosen, summenden Gesang.

Das Kind ist wie eine Insel in einem Meer, in dem die Dünung friedlich an den Strand rollt. Es existieren keine dunklen Wolkfelder, keine Bedrohungen, keine Angst und kein Schmerz. Das Leben ist nur ein einziges angenehmes Erlebnis von Spiel und Summen.

Die Zeit ist stehengeblieben. Sie existiert nicht. Die Wände des Zimmers sind weich und wogend. Hinauszusehen oder in sich hineinzusehen ist dasselbe.

Das Kind spielt und summt. Das Leben ist vollkommen.

Vielleicht gibt es Gefühle, die so stark sind, dass sie ganz einfach nicht mit Worten ausgedrückt werden können, sondern gesungen werden müssen? Das Summen des Kindes erzählt das Gleiche wie der portugiesische Fado-Sänger oder die Sopranis-

tin, wenn sie die Arie der Königin der Nacht aus der *Zauberflöte* singt.

Ohne Lebensfreude und Lebenslust gibt es keine Menschen. Wer seiner Würde beraubt wurde und darum kämpft, sie zurückzugewinnen, kämpft ebenso sehr für sein Recht, die Lebenslust zurückzuerobern. Auch die Menschen, die versuchen, aus Kriegsgebieten und verarmten Agrargesellschaften ins reichere Europa zu gelangen, und tot an den Stränden von Lampedusa und Sizilien angetrieben werden, waren auf dem Weg, die Lebensfreude zurückzugewinnen.

Man spricht von vielen der illegal nach Europa kommenden Emigranten zuweilen verächtlich als von »Glückssuchern«.

Natürlich sind sie das. Das sind wir alle. Auch wenn das Wort »Glück« abstoßend geworden ist, nachdem es auf sentimentale und kommerzielle Weise entwertet wurde, so sucht doch jeder nach der Möglichkeit für ein anständiges und auf Lebenslust gegründetes Leben.

Warum haben sich Millionen von Europäern vor einhundertfünfzig Jahren auf den Weg nach Nord- und Südamerika gemacht? Aus genau den gleichen Gründen.

Das summende Kind sitzt immer da, am Strand oder im Garten oder auf dem Bürgersteig, spielend und wortlos singend.

Es gibt keine Menschlichkeit oder irgendeine Zivilisation ohne dieses summende Kind. In der kargen Welt der Biologie besteht der Sinn des Lebens lediglich darin, dass wir uns in dem ständig anhaltenden Reihentanz der Generationen vermehren. Bei einer etwas weiter reichenden Definition des Lebenssinns aber sollte man sagen, dass jede Generation die Schuldigkeit hat, alle unbeantworteten Fragen an eine neue Generation weiterzugeben, die ihrerseits versuchen muss, die Antworten zu finden, die zu finden uns verwehrt geblieben ist.

Eines Tages wird dieser Reihentanz, der tief in den Nebeln der

Geschichte begann, als wir die Schimpansen hinter uns ließen und unseren eigenen Weg einschlugen, natürlich zu Ende gehen. So viel wissen wir über unsere Geschichte, dass alle Arten früher oder später aussterben oder in etwas ganz anderes übergehen. Es gibt keinen Grund anzunehmen, dass dies unsere Art nicht treffen wird. Dass wir das erfolgreichste Produkt der Evolution sind, rettet uns kaum davor, eines Tages auszusterben.

Niemand weiß, wann oder wie. Man kann vielleicht ahnen, dass wir uns aufgrund der uns innewohnenden destruktiven Kräfte selbst auslöschen werden. Aber wir können es nicht mit Sicherheit wissen. Ein Verrückter mit Zugang zu einem großen Kernwaffenarsenal kann schon heute mit einem einfachen Knopfdruck alles zu Ende bringen.

Gegen das, was ich hier schreibe, könnte man etwas ins Feld führen, das ich die »Geschichte der Barrikade« nennen möchte. Bei allen Revolten oder Revolutionen ging es letztlich darum, dass Menschen am Boden einer Gesellschaft ihr Recht auf Lebenslust und Lebensfreude einforderten. Oft werden diese Revolten brutal niedergeschlagen von Menschen, die meinen, das Recht zu haben, über die Lebensbedingungen anderer Menschen zu bestimmen.

Nach der Studentenrevolte 1968 in Paris haben die französischen Behörden die Straßen im Umkreis der Sorbonne asphaltiert. Heute kann man dort keine Pflastersteine mehr herausreißen. Aber nichts kann Menschen, die revoltieren, daran hindern, andere Möglichkeiten zu finden, um ihre Barrikaden zu errichten.

Während das Kind spielt und seine wortlose Melodie summt.

Elena

Aber nicht alle Kinder spielen.

Hier ist eine Geschichte von zwei Kindern, die ihre ganze Zeit damit verbrachten zu überleben.

Vor ungefähr fünfzehn Jahren lebten zwei Brüder auf der Straße unmittelbar vor dem Theater in Maputo, wo ich arbeite. Der eine war etwa fünf Jahre alt. Wenn man ihn nach seinem Alter fragte, wusste er es nicht genau. Aber sein Bruder, um den er sich kümmerte, war drei, das konnten wir gemeinsam ausrechnen.

Ein Fünfjähriger kümmerte sich also um einen Dreijährigen. Eine Zeitlang schliefen sie in einem länglichen Kühlschrankskarton, den sie gefunden hatten. Das war, bevor neue Kühlschränke, in Plastikfolie gewickelt, geliefert wurden. Als die großen Kartons verschwanden, verloren auch viele Straßenkinder ihre Häuser.

Sie schliefen zusammengedrängt in dem Karton. Morgens wusch der ältere Bruder den jüngeren. Aber die Kleider konnten sie natürlich nicht wechseln. Ich habe nie Menschen getroffen, weder früher noch später, die so vollständig ohne Eigentum waren. Sie lebten in den Fußspuren des Franz von Assisi, auch wenn sie ihn natürlich nicht kannten.

Tagsüber zogen sie durch die Straßen und bettelten. Viele waren natürlich gerührt von den beiden Brüdern, doch weil die Stadt voll war von obdachlosen Straßenkindern, die wie Ratten oder Straßenhunde lebten, waren die Jungen beim Betteln nicht besonders erfolgreich. In der Abenddämmerung tauch-

ten sie wieder vor dem Theater auf und verschwanden in ihrem Karton.

Sie lebten mehrere Jahre lang dort auf der Straße. Wenn das Wetter zu schlecht war, ließen wir sie im Theater schlafen. Wir gaben ihnen Kleidung, die sie sofort in etwas Essbares umwandelten, indem sie sie für Brotrinden an andere Straßenkinder verkauften. Obgleich sie völlig abhängig waren von dem, was andere Menschen ihnen gaben, hatte zumindest der ältere Bruder eine eigentümliche, aber ganz selbstverständliche Würde. Es schien, als wüsste er sehr genau, dass er glanzvoll eine unmögliche Aufgabe bewältigte: Vater oder Mutter für seinen Bruder zu sein, obwohl sie zusammen kaum acht Jahre alt waren.

Ich sah sie jedoch nie spielen. Ihr Leben war Überleben und nicht viel mehr. Es lag ein finsterner oder vielleicht eher verbissener Ernst über dem Willen des Älteren, seinen kleinen Bruder einigermaßen sauber zu halten und dafür zu sorgen, dass er jeden Tag etwas zu essen bekam. Für Spiel war weder Zeit noch Gelegenheit.

Oft waren sie schweigsam. Wenn der ältere Bruder mit dem jüngeren redete, sprach er immer leise, dicht an seinem Ohr, als hätte er ihm große Vertraulichkeiten und Geheimnisse mitzuteilen, die nur für ihn gedacht waren.

Eines Tages kamen Menschen von einer katholischen Mission und holten die Jungen. Wenige Wochen später waren sie wieder zurück auf der Straße. Aber da war ihr Karton verschwunden. Das Haus war von anderen obdachlosen Kindern beschlagnahmt worden. Zeitweilig schliefen sie auf einer Treppe, bevor es ihnen gelang, einen anderen Karton aufzutreiben. Einen kleineren diesmal, weil eine Gefrierbox darin verpackt gewesen war.

Eines Nachmittags kamen sie mit einem zotteligen Hunde-

welpen im Schlepptau. Gott weiß, wo sie ihn herhatten. Er musste sich mit den zwei Brüdern in den Karton zwängen.

Eines Tages war der Welpen wieder verschwunden, ebenso plötzlich, wie er gekommen war. Jemand hatte gesehen, wie die Jungen ihn für ein halbes Hähnchen an ein anderes Straßenkind verkauften.

Ich versuchte, mit den Kindern zu reden. Doch der Ältere wachte wie ein Habicht über seinen jüngeren Bruder. Er ließ keinen, dem er nicht vertraute, in seine Nähe. Und er vertraute wohl niemandem. Straßenkinder haben selten Veranlassung dazu, erwachsenen Menschen zu vertrauen. Es gibt schließlich Gründe dafür, dass Kinder von ihren Eltern getrennt werden und in einem Karton auf der Straße landen.

Straßenkinder gibt es, seit die frühen Zivilisationen begannen, die Stammesgesellschaft aufzubrechen. Straßenkinder sind auch nicht nur ein Phänomen der ärmsten Städte und Länder auf der Welt. Auch in den reichsten Metropolen gibt es Kinder, die auf der Straße leben.

In all meinen Jahren in Maputo habe ich beharrlich versucht, mich mit Straßenkindern anzufreunden. Es funktionierte mehr oder weniger gut. Manchmal konnte es Jahre dauern, einen Kontakt herzustellen, der nicht nur aus erlogenen Antworten auf meine Fragen bestand. Oft starben diese Kinder vorher, weil ihr Leben so brutal war. Einige schnüffelten sich zu Tode, andere starben an Malaria oder Durchfallkrankheiten. Eines wurde erschlagen.

Mit diesen beiden Brüdern konnte ich mich irgendwann unterhalten. Ich begriff, dass sie zu der großen Gruppe derer gehörten, die untragbaren Familienverhältnissen freiwillig den Rücken kehren. Dass Löwenmännchen, die ein Rudel übernehmen, die Nachkommen des früheren Rudelführers totbeißen, dazu gibt es ein Pendant im Leben der Menschen. Wenn

ein Mann eine Frau heiratet, die bereits Kinder hat, kann es vorkommen, dass er diese aus dem Haus jagt. Oder er macht ihnen das Leben so unerträglich, dass sie freiwillig gehen. Und die Mütter sind abhängig und können nicht protestieren. Das könnte Hunger oder sogar den Tod bedeuten. Oder die Prostitution wird zu ihrer einzigen Rettung.

Nicht ein einziges Mal habe ich auf der Straße jemanden gesehen, der ein Angehöriger der Jungen hätte sein können. Sie lebten in einem Vakuum, ohne Vergangenheit und ohne Zukunft. Die beiden hatten buchstäblich nur einander. Ein leeres und wüstes Universum begann gleich jenseits ihres Straßenhorizonts.

Gleichzeitig war es eine große und innige Liebesgeschichte. Wenn der jüngere Bruder Bauchschmerzen hatte, streichelte der ältere ihm zärtlich über das schmutzige Haar. Die Gesten von Liebe und Fürsorge scheinen mir ererbt zu sein, nicht erlernt.

Ich fand nie heraus, wie sie hießen. Der ältere Junge sagte, er heiße Joao, wechselte jedoch plötzlich zu Armando, als wäre das die einfachste Sache der Welt. Der jüngere Bruder hieß vielleicht George oder Vítor. Gewissheit bekamen wir nie. Und ein Nachname existierte nicht. Selbstverständlich hatte keiner von ihnen einen Ausweis.

Eines Tages waren die beiden Brüder fort. Der Karton war leer und durchnässt, bald wurde er von anderen benutzt. Was aus den Jungen geworden ist, weiß ich nicht. Sie müssen neun und sieben Jahre alt gewesen sein, als sie verschwanden. Ich sah sie nie wieder, obwohl ich oft nach ihnen suchte, wenn ich zu Fuß oder mit dem Auto in der Stadt unterwegs war. Keiner, den ich fragte, wusste, wohin sie gegangen waren. Sie waren einfach nicht mehr da.

Etwas sagt mir jedoch, dass sie leben und dass sie heute erwach-

sen sind. Obwohl Straßenkinder oft ein kurzes Leben haben, glaube ich, dass diese beiden Brüder überlebt haben. Gerade weil sie einander hatten.

Es gibt auch andere Straßenkinder, die durchkommen. Vor einigen Jahren traf ich ein Mädchen, das Elena hieß. Sie war einst als Neugeborenes von katholischen Nonnen im Rinnstein gefunden worden. Hätte sie eine halbe Stunde länger dort gelegen, wäre sie gestorben. Ihre Mutter hatte sie kurz vor Tagesanbruch am Straßenrand abgelegt und war verschwunden. Man fand sie nie. Und vielleicht suchte man auch nicht besonders intensiv, weil man wusste, es war aussichtslos.

Elena landete in einem Kinderheim, wo sie aufwuchs, in die Schule ging und die Möglichkeit zu einem anständigen Leben bekam.

Als ich sie traf, war sie achtzehn Jahre alt und wollte gerade an der Universität beginnen. Ich fragte, was sie studieren wolle.

»Ich will Anwältin werden«, antwortete sie. »Und ich will mich auf die Rechte von Kindern spezialisieren. Davon verstehe ich nämlich einiges. Mein Leben hat in einem Rinnstein begonnen.«

Ich denke stets an Elena, sobald die beiden verschwundenen Brüder mir in den Sinn kommen.

Natürlich.

...

## Der Weg nach Salamanca

### Teil II

Es kommt immer noch vor, dass ich im Traum die lange gerade Strecke nach dem Grenzübergang im Gebirge zwischen Portugal und Spanien zurücklege.

Im Traum ist der Weg nach Salamanca ebenso lang. Der Traum scheint die Abstände nicht zu verringern.

Die Erinnerung an den Tag und die Nacht in Salamanca besteht nicht nur aus der Episode mit dem Kellner, der plötzlich genug hatte und die Schürze fallen ließ. Es gibt noch ein weiteres, ebenso merkwürdiges Erinnerungsbild.

Es geschah am Tag danach. Auch diese Geschichte spielte sich in einem Café ab. In einem Hinterzimmer, dessen Wände mit kolorierten Fotos schöner Rassepferde bedeckt waren, wurden einige wenige Gerichte serviert.

Ich setzte mich an einen Tisch auf dem Bürgersteig. Es war kurz nach der Frühstückszeit, und viele Stühle waren frei. Ich bestellte eine Tasse Kaffee und begann in Gedanken, meine weitere Reise zu planen. Wenn irgend möglich, wollte ich versuchen, an diesem Tag bis Lyon zu fahren. Aber ich sah rasch ein, dass ich dann schon vor mehreren Stunden hätte aufbrechen müssen. Also beschloss ich, an diesem Tag nur die französische Grenze zu überqueren. Ich hatte es nicht eilig.

Eile ist beinahe immer der Ausdruck eingebildeter menschlicher Bedürfnisse.

Plötzlich bemerkte ich eine Dame von etwa sechzig Jahren, die allein an einem Tisch saß. Vor ihr stand ein großes Glas

Milch. Daneben ein Glas Sherry. Ich sah, wie sie den Sherry in die Milch goss und diese dann mit einem langen Löffel umrührte.

Sie war elegant gekleidet, trug funkelnde Armbänder und Halsketten. Ob sie echt waren, konnte ich nicht erkennen. Aber ich entdeckte, dass sie Angst hatte, so große Angst, dass ihre Hände zitterten. Das konnte ich sogar von meinem Tisch aus sehen.

Falls es nicht Angst war, musste sie starke Schmerzen haben, überlegte ich. Etwas beunruhigte sie.

Sie war vollständig von ihren Gefühlen in Anspruch genommen. Den Straßenverkehr und die Menschen auf dem Bürgersteig schien sie nicht wahrzunehmen. Ihre zitternden Hände markierten die Grenze zu einer Welt, die nicht die ihre war.

Sie rührte ihr Milchglas nicht an. Ich weiß immer noch nicht, was mich an ihr so faszinierte. Vielleicht ihre Unerreichbarkeit und meine Neugier, was sie wohl dazu veranlassen mochte, sich von der Welt abzukapseln.

Ein Polizeiauto fuhr mit heulenden Sirenen die Straße entlang. Auch darauf reagierte sie nicht.

Ich hatte vielleicht zehn Minuten dagesessen und sie beobachtet, als ein Kellner zu ihr trat und etwas sagte. Sie stand mit einer heftigen Bewegung auf. Das Milchglas geriet ins Schwanken, doch der Kellner bekam es gerade noch zu fassen. Die Frau war schon im Inneren des Cafés verschwunden. Als ich mich umwandte, konnte ich durch das Fenster sehen, dass sie zur Theke geeilt war und einen Telefonhörer ergriff, den ihr der Mann an der Kasse reichte. Sie hörte zu, ohne selbst etwas zu sagen. Dann und wann verschwand sie aus meinem Blickfeld, wenn Menschen vor dem Fenster vorbeigingen.

Das Gespräch war kurz. Sie legte den Hörer auf und sank auf einen Stuhl. Ich hatte jetzt eine Erklärung bekommen. Sie

hatte auf eine Nachricht gewartet, vor der sie Angst hatte. Jetzt hatte sie diese erhalten, und sie war so schlimm, wie sie befürchtet hatte.

Aber ich irrte mich. Dort in dem Café in Salamanca lernte ich, dass der Ausdruck von Freude und der Ausdruck von Trauer manchmal identisch sein können. Freude kann sich als Erleichterung zeigen, Trauer als Resignation. Die Gesten sind in beiden Fällen gleich.

Die Dame kehrte zu ihrem Tisch und dem Glas mit der Milch zurück, die sie mit Sherry gewürzt hatte. Sie setzte sich und trank das halbe Glas. Ihre Hände hatten aufgehört zu zittern. Ihr ganzes Gesicht strahlte Erleichterung aus. Selten habe ich einen Menschen eine so stille und gleichzeitig jubelnde Freude ausdrücken sehen. Eine erwartete Todesbotschaft war vielleicht nicht gekommen. Die Furcht vor einer Krankheitsdiagnose war vielleicht der großen Freude gewichen, dass man gesund war.

Plötzlich hatte sie es eilig. Sie legte das Geld auf den Tisch, ließ das noch halb gefüllte Glas Milch stehen, stand auf und verschwand die Straße hinunter.

Da tat ich etwas, was mich immer noch verwundert. Dass ich neugierig sein kann bei Dingen, die mich im Grunde nichts angehen, räume ich gern ein. Neugier ist für mich eine Quelle der Inspiration. Ich winkte den Kellner zu mir und fragte in meinem schlechten Spanisch, ob er wisse, wer die Frau gewesen sei. Der Kellner nickte.

»Señora Carmen«, sagte er. »Sie kommt sonst immer mit ihrem Mann. Er ist sehr krank. Aber sie hat gerade am Telefon erfahren, dass er nicht stirbt. Jetzt geht sie zu ihrem Hutgeschäft und öffnet den Laden. Ich freue mich für sie. Die beiden haben keine Kinder. Sie haben nur einander.«

Ich bezahlte und verließ das Café. Eine Stunde später war

es mir gelungen, mich aus dem komplizierten Straßennetz der Stadt herauszumanövrieren und Kurs gen Norden zu nehmen.

Dies geschah vor fast dreißig Jahren. Ich bin nie wieder nach Salamanca zurückgekehrt. Aber manchmal denke ich, dass ich es tun sollte. Eine Pilgerreise. Wir haben alle unsere Wallfahrtsorte, die nicht notwendigerweise mit religiösen Gedanken und Gefühlen zu tun haben.

In Salamanca sah ich einen Menschen, der aufbegehrte und einen Aufbruch wagte. Aber ich sah auch die stille, beinahe unsichtbare Freude einer Frau, die erfuhr, dass sie nicht allein sein würde.

Damals war ich siebenunddreißig Jahre alt. Jetzt bin ich schon beinahe doppelt so alt. Vieles im Leben ist noch ungewiss. Natürlich gibt es keinen Zweifel daran, dass ich mehr als mein halbes Leben hinter mir habe. Auch nicht daran, dass die wichtigsten Entscheidungen meines Lebens gefallen sind. Ich werde keinen neuen Lebensweg mehr einschlagen. Verschiedene Aufbrüche sind natürlich denkbar. Aber ich kann ganz ruhig zu mir selbst sagen: So war und ist mein Leben.

Ich werde nie wieder nach Salamanca zurückkehren. Andere Menschen werden an einem Cafétisch sitzen und jemandem zusehen, der Milch mit Sherry trinkt. Oder eine kleine Gaststätte besuchen, in der ein Kellner plötzlich genug hat und seine Schürze fortwirft.

Zu altern heißt, rückwärts zu blicken. Die Erinnerung an Ereignisse und Menschen kann man auf verschiedene Weise erleben. Wie wenn man zu einem Buch zurückkehrt, das man schon viele Male gelesen hat. Man findet immer etwas Neues.

Seitdem ich an Krebs erkrankt bin, kommt es mir so vor, als würde ich immer öfter etwas Unerwartetes in den auftauchenden Erinnerungsbildern entdecken. Erst jetzt sehe ich den Kell-

ner und Señora Carmen mit dem Milchglas vollkommen deutlich. Vorher waren die Konturen unscharf. Das sind sie nicht mehr.

Sie sind zu Momentaufnahmen von großer Deutlichkeit geworden. Die Schürze des Kellners ist in der Luft hängen geblieben wie ein abgerissener Flügel. Señora Carmens zitternde Hände spreizen sich wie Klauen.

Das Leben ist ein großer Tumult mit unaufhörlichen Schwankungen zwischen dem, was uns ängstigt, und anderem, was uns Freude bereitet. Im besten Fall gelingt es uns, im Verlauf unseres Lebens gute Erinnerungen zu schaffen. Auch wenn es in unserer Welt allzu viele Menschen gibt, die zu vergessen gezwungen sind, um überhaupt leben zu können.

Ich werde nie nach Salamanca zurückkehren. Dennoch kommt es mir so vor, als wäre ich ständig auf dem Weg dorthin. Ingeheim.

...

## »WENN SIE FLÜGEL HABEN, FLIEGEN SIE«

Der Autor Henning Mankell leidet an Krebs. Wie denkt er über die Krankheit, sein Leben, den Tod? Ein Gespräch im sonnigen Antibes

*Es gibt ein Blau des Himmels, das wider alle Vernunft den Eindruck erweckt, im Leben könne nichts Böses passieren, man möchte es das Kinderblau nennen. Dieser Eindruck verstärkt sich, wenn Palmen vor dem Blau wedeln und Fontänen ausgelassen wie Welpen in die Sonne hochspringen, in diesem Sinne ist das Zentrum des Mittelmeer-Städtchens Antibes ein Ort des Übermuts. »Wir treffen uns an der Place de Gaulle«, hatte Henning Mankell gesagt, »ich hole Sie ab.«*

*Da ist er. Wie leicht hätte man ihn übersehen können. Ein älterer Herr, weißhaarig und mit einer von den Jahren weichgespülten Silhouette, gerundet wie so viele der alten Herren hier. Mankell übersieht einen nicht. Er taucht auf, hebt den Arm, winkt. Sechs Jahre lang haben wir uns nicht gesehen, er sagt: »Nun – sehe ich krank aus?«*

*Vor einem Jahr erhielt der schwedische Autor Henning Mankell eine niederschmetternde Krebsdiagnose. Wir treffen uns, um darüber zu reden, wie das sein Leben und Denken verändert hat in diesem langen Jahr – »ein Jahr und zwei Monate«, wird er präzisieren, als wir in seinem kleinen Haus sitzen, das sich im Altstadt-Gewimmel versteckt, hinter einer hohen Mauer.*

*DIE ZEIT: Wie leben Sie Ihre Tage, hier in Antibes?*

Henning Mankell: Ich stehe früh auf und gehe spät zu Bett. Ich wache auf und gehe raus und kaufe mir die Zeitungen, *Nice Matin* und irgendeine andere. Dann gehe ich wieder nach Hause und arbeite, im Augenblick lese ich die Fahne meines neuen Buches. Ich spaziere zum Hafen, ich gehe bis zum Leuchtturm oder auf die Festung. Jeden Mittag esse ich im selben Bistro, dann halte ich ein Nickerchen. Es ist ein sehr undramatisches Leben, es ist nicht so, dass ich jeden Morgen aufschrecke und denke: O Gott, ich habe diese tödliche Krankheit. Das Drama meines Lebens spielt sich hier oben ab (zeigt auf seinen Kopf).

*Als die Diagnose kam, fühlte es sich vermutlich wie eine Tragödie an.*

Ja. Es war hier in Antibes, dass ich mit einem Schmerz am Hals aufwachte, ich dachte, es sei ein steifer Nacken. Mein Arzt in Schweden tippte auf Bandscheibe, dann zeigte eine Röntgenaufnahme, dass es ein Geschwulst war, die Metastase eines Tumors in der Lunge. Das Vagabundenleben, das ich führte, war zu Ende. Ich musste mir eine neue Normalität erschaffen, die der Tatsache Rechnung trägt, dass ich in der Nähe eines Krankenhauses sein muss, aber vor allem, dass mein Leben kürzer als erwartet sein wird. Ich dachte sofort an meinen Freund Christoph Schlingensiefel, der an exakt derselben Krankheit gestorben ist, aber auch vorher noch arbeitete, wie ich es auch vorhabe. Er war mein Freund, und dann war er sterbenskrank und starb. Ich werde an dieser Krankheit sterben, aber eben auch noch nicht jetzt.

*Wie Schlingensiefel haben Sie sich in Afrika engagiert, wo der Tod allgegenwärtig ist, Sie haben in Maputo jahrelang ein Theater geleitet, eines Ihrer Bücher, Der Chronist der Winde, spricht mit der*

*Stimme eines Kindes, das neun Tage lang tödlich verletzt auf einem Dach liegt und langsam stirbt.*

In Afrika ist der Tod ein Teil des Lebens. Die Europäer haben Leben und Tod getrennt. Es ist Furcht einflößend, wie unsere Kultur ein Mysterium um den Tod macht. Ich halte das für eine Schwäche der europäischen Kultur. In Afrika konnte ich sehen, wie man vernünftig mit dem Tod umgeht. Deshalb habe ich keine Angst vor dem Tod.

*Kein bisschen Angst?*

Naaaa. Ich bin 67 Jahre alt. Ich habe ein längeres Leben gehabt, als es sich die meisten Menschen auf dieser Welt erträumen können. Es war ein fantastisches Leben. Ich bin am Ende meines Weges angekommen. Nein, ich habe nur eine Furcht, und sie ist ganz merkwürdig: davor, dass ich so lange tot sein werde. Das ist albern, man fühlt ja nichts, wenn man tot ist. Aber ich werde Millionen von Jahren tot sein, was ziemlich lange ist.

*Es gab uns auch vor unserem Leben lange nicht. »Unser kleines Leben ist umbüllt von Schlaf«, sagt Prospero in Shakespeares »Sturm«.*

Das wissen wir aber nicht, wenn wir geboren werden. Jetzt weiß ich, dass ich danach lange nicht existieren werde. Haben Sie davor Angst? Sie müssen nicht antworten.

*Das Leben zwischen diesen beiden Ewigkeiten wirkt jedenfalls sehr klein. Wie fühlen sich Ihre 67 Jahre an?*

Schrecklich kurz. Jeder Tag hat nur 24 Stunden, die 25. Stunde werden Sie nie finden. Das Einzige, was bleibt, ist, von Tag zu Tag zu entscheiden, was man *nicht* tun will.

*Schon mit 16 Jahren wussten Sie, was Sie nicht wollten. Zur Schule gehen!*

Ja. Keine Ahnung, was mein Vater dachte, als ich ihm mitteilte, ich hätte die Schule verlassen und würde nach Paris gehen. Er schwieg lange, dann sagte er: »Nun, dann werde ich dich wohl unterstützen müssen.« Dafür liebe ich ihn noch heute. Er war Richter und klug genug, zu verstehen, dass ich es durchziehen würde. Leider starb er, bevor mein erstes Buch rauskam. Aber ich glaube, er verstand, dass ich es schaffen würde.

*Er vertraute auf Ihre Hartnäckigkeit?*

Auf mein Talent! Nicht ich, er hatte verstanden, dass ich Talent habe. Ich konnte dann mit 19 Jahren mein erstes Theaterstück inszenieren, ich war so jung, dass ich noch nicht einmal Wein für die Premiere kaufen durfte. So ging immer alles glatt, nie wurde ich in meinem Leben zurückgewiesen.

*Ihre Mutter ging fort, als Sie klein waren. Viele Kinder erleben das als Zurückweisung.*

O ja. Als sie ging, war ich ein Nichts. Und fühlte mich so. Aber jetzt fühle ich es nicht mehr.

*Was ließ Sie über das Gefühl hinauswachsen?*

Ich traf meine Mutter einmal, als ich 15 Jahre alt war. Es war das Jahr, bevor ich die Schule schmiss. Ich traf sie in einem Restaurant in Stockholm. Ich sah sie, wie sie da saß, ich hatte Fotos von ihr gesehen. Wir sehen uns sehr ähnlich, wir haben das gleiche Haar, das gleiche Gesicht, ich ging auf sie zu, und sie sagte: »Komm nicht zu nahe, ich bin erkältet.« Das war's. Als sie starb, ging ich nicht zu ihrer Beerdigung. Ich ging einfach nicht hin.

*Sind Sie aus dieser Kindheit verletzt oder gestärkt herausgekommen?*  
Verletzt. Aber ich konnte das in eine Art von Stärke verwandeln. Wie? Keine Ahnung. Aber ich habe alle Frauen, mit denen ich lebte, gefragt, ob sie von meiner Seite einen Wunsch nach Bemutterung spürten, und alle sagten: Nein, nie!

*Sie sind ein Mann, der unermüdlich hart arbeitet, enorm erfolgreich ist, bescheiden lebt und immerzu Gutes tun will. Woher kommt das bloß?*

Luther und Calvin. Ein bisschen von beiden. Ich meine, ich möchte die Welt ein bisschen besser zurücklassen, als ich sie vorfand.

*Also auch ehrgeizig. Wie blicken Sie heute auf Ihr Projekt zurück? Etwa auf das arme Afrika?*

Afrika wird es schaffen. Wenn ich die Chance hätte, in 50 Jahren zurückzuschauen, würde ich vermutlich einen blühenden Kontinent sehen. Das Schlimmste ist vorbei. Es gibt dort heute weniger Diktatoren als je zuvor. Ich bin nicht so optimistisch, was China angeht oder Amerika oder Russland, wir haben keine Ahnung, was die Chinesen wollen oder die Russen denken, aber Afrika – es gibt enorme Verbesserungen.

*Ihr Kollege Per Olov Enquist hat einmal gesagt: »Eines Tages sterben wir, aber davor leben wir viele Tage« – wäre es nicht an der Zeit, einige dieser Tage nur zu genießen? Nichts zu tun? Aufs Meer zu schauen?*

P O hat es anders gesagt – so: Eines Tages werden wir sterben, aber all die anderen Tage werden wir am Leben sein.

*Mögen Sie diesen Satz?*

Ich mag ihn, aber es ist nicht mein Satz. Das wäre eher: »Mach

dir im Leben nicht so viele Sorgen, du kommst da nicht lebend raus.«

*Warum also nicht etwas Müßiggang? Wäre das Sünde?*

Die zentrale kreative Kraft meines Lebens ist die Arbeit. Es ist so. Wenn Sie Flügel haben, fliegen Sie.

*Ein leichtes Bild. Aber es täuscht, oder?*

Ora et labora.

*Sie beten aber nicht. Schon Ihr Vater legte Wert darauf, die Kinder von der Religion fernzuhalten. Womit haben Sie das Religiöse ersetzt?*

Mit der Suche nach Wissen. Ich lese sehr viel, um die Welt im tieferen Sinne zu durchdringen. Anthropologie, Paläontologie. Das tue ich seit meinem 20. Lebensjahr. Ich denke darüber nach, was möglich ist, wie alles begann, wie es enden wird. Ich erkenne, dass in der Dunkelheit eine Bedeutung liegt. Wir kommen aus dem Dunkel, wir gehen in das Dunkel. Das ist das Leben. Wenn ich höre, dass die Leute forschen, um das Leben ins Unendliche zu verlängern, habe ich dafür kein Verständnis. Das Fantastische am Leben ist doch, dass es endet.

*Was sollte daran fantastisch sein?*

Das Leben hat ein Ende. Es gibt kein Zurück, nie. Nicht eine Stunde. Ich denke an all die Menschen, die vor uns gegangen sind. Wenn Sie 500 Jahre zurückgehen, wie viele dieser Menschen kennen wir? So wenige. Die absolute Mehrheit der Menschen, die vor uns gelebt haben, ist vergessen. Sie kamen aus dem Dunkel, lebten, gingen zurück in das Dunkel. So wird es uns auch gehen.

*Ihre Chancen, erinnert zu werden, stehen natürlich gut, mit Millionen verkaufter Bücher!*

Das ist unwichtig. Überlegen Sie, wer aus unserer Zeit in 500 Jahren noch bekannt sein wird. Einstein. Wahrscheinlich. Gandhi, weil er etwas Neues dachte. An das Böse werden sich die Menschen natürlich erinnern, an Stalin und Hitler.

*Vergessen Sie nicht das Cinquecento, die Renaissance-Maler oder die Musik.*

Bach wird bleiben! Aber aus unserer Zeit?

*Möchten Sie für Ihre Figur des Wallander erinnert werden? Oder für Ihr Engagement in Afrika?*

Darüber will ich lieber nicht spekulieren. Ich wäre ja auch nicht da, um es zu bemerken. Sie leben, Sie arbeiten, man sollte dabei nur den Rückspiegel im Auge behalten, wie beim Autofahren.

*Welche Bilder zeigt Ihr Rückspiegel?*

Etwa die Höhlenmalerei, die erste Kunst, vor 40000 Jahren. Was wollten uns diese Menschen sagen? Vor zwei Tagen hörte ich etwas ganz Wundervolles. Im Rijksmuseum in Amsterdam haben Menschen, die auf den Tod krank sind, die Gelegenheit, noch einmal in das Museum zu kommen, so sie es denn wünschen. Sie können sich noch einmal ein Gemälde ansehen, das ihnen viel bedeutet. Ein Mann, der erst 50 war, sagte, es sei nun leicht für ihn zu sterben. Was hatte er gesehen? Das letzte Selbstporträt von Rembrandt, der Künstler als alter Mann. Keine Ahnung, warum ich Ihnen das erzähle. Aber es sagt mir etwas. Was? Dass ich mich vor dem Sterben nicht fürchten muss. Man geht über in etwas anderes. In meinem Fall: in die Dunkelheit, für religiöse Menschen das Para-

dies, was auch immer. Wir gehen in verschiedene Richtungen, aber wir gehen.

*Finden Sie es tröstlich, dass der Tod alle Menschen trifft?*

Es trifft sogar die kleinen Wesen da draußen im Garten. Darüber denke ich viel nach, gerade jetzt im Frühling, wo die Amseln kommen, sie singen so wunderbar, und ich denke: Ist es dieselbe Amsel wie letztes Jahr? Ein Bruder? Ihr Kind? Vielleicht sind die Eltern dieses Vogels tot, aber da ist so ein merkwürdiger Chor von Leben und Tod.

*Gibt es in Ihnen doch, irgendwo versteckt, eine kleine Hoffnung, dass etwas weitergeht?*

Nein. Nie. Wenn man tot ist, ist man tot. Ich denke eher: Was werde ich vermissen? Offensichtlich gar nichts. Wenn man tot ist, vermisst man nichts. Aber jetzt, wo ich noch lebe, denke ich oft an Bach, der einmal nach Hause kam, und seine Frau und zwei seiner Kinder waren gestorben, und er schrieb: Gott, du kannst mir alles nehmen, aber nimm mir nicht die Freude zu komponieren. Das ist für mich Bach. Er machte weiter. Wie Luther war Bach ein Mann, der die Erotik liebte, und auch für mich ist die Erotik die wahre Freude des Lebens. Es ist das Wundervollste des Lebens. Unvergleichlich.

*Mehr als das Schreiben?*

Schreiben ist die Nummer zwei. Erotik ist fundamental. Wie können Menschen nur etwas anderes sagen? Die Biologie schießt darauf, was ich schreibe, aber sie will, dass ich ein Kind zeuge.

*Es gibt sicher auch Momente der Verzweiflung. Wie begegnen Sie ihnen?*

Ich gehe zu meinem Manuskript. Oder nehme mir ein Buch. Wenn die Agonie kommt, lese ich und verschwinde einfach in einem Buch. Egal, in welchem. Es kann ein Buch sein, das ich schon zehnmal gelesen habe. Lesen beruhigt mich besser als eine Pille. Bücher sind meine Kathedralen.

*Ihre Ärzte haben Ihnen mit der Chemotherapie »Atempause« versprochen, in ihr haben Sie sich eingerichtet. Wie fühlt sie sich an? Wie Sicherheit.*

*Sind Sie sich je in dieser Krankheit abhandengekommen? Oder wurden Sie eher zurückgeworfen auf das, was Sie sind?*

Es ist offensichtlich, dass sie mich zu etwas brachte, was mich ausmacht. Ich erinnere mich an den ersten Tag, als ich die Diagnose bekam und die Ernsthaftigkeit verstand. Ich war von Agonie erfüllt, aber ich wusste, wie ich damit umzugehen hatte. Ich verstand, ich musste ihr begegnen mit den Erfahrungen und Gedanken und der Kraft, die ich in meinem früheren Leben angesammelt hatte.

*Kraft! Die meisten würden Krankheit mit Schwäche assoziieren.*

In diesen ersten Wochen und in dem ganzen vergangenen Jahr habe ich ein Mal geweint. Vielleicht fünf Minuten lang.

*Sie haben vielen Figuren in Ihren Romanen Tode zgedacht, die seltsam, bizarr, schmerzhaft waren. Würden Sie das heute noch tun?*

Vielleicht nicht. Oder doch. Ich stimme Ihnen zu, dass viele Seiten sehr schwierig zu schreiben waren. Aber Sie müssen sie genau so schreiben, um glaubwürdig zu sein. Wenn ich das, was ich schrieb, in Beziehung setze zu der Welt, in der es sich

ereignet, würde ich sagen, die Welt ist heute brutaler, als sie es vor 15 oder 20 Jahren war.

*Oh, Sie waren doch eben noch Optimist?*

Nun, wir leben in einer irrationalen Welt, in einem ökonomisch ungerechten System, es gibt Hunger und Armut, aber ich glaube daran, dass sich das ändern lässt.

*Und wenn die Leute das naiv fänden?*

Ich nenne es weise.

*Später wird er mich am Arm durch das Gewimmel der Altstadt dirigieren, vorbei am Markt, auf dem schwarze Seeigel angeboten werden, so stachelig wie jene, die Picasso vor einem halben Jahrhundert malte, als er für wenige Monate im Schloss von Antibes Zuflucht fand, diese Stilleben kann man heute dort bewundern. Eine alte Frau trägt eine alte Katze zärtlich spazieren. Morgen wird Mankell abreisen, nach Göteborg, in die Klinik. Die Bestrahlungen beginnen.*

Das Gespräch führte Susanne Mayer

© Alle Rechte vorbehalten

DIE ZEIT N° 13, 26. März 2015

Ein Buch, das Mut macht zum Leben: Im Angesicht seiner Krebserkrankung schlägt Henning Mankell den Bogen von seiner Kindheit bis heute. Er spricht über Menschen und Ereignisse, die von entscheidender Bedeutung für ihn waren, und große Themen wie Zeit und Tod, Hoffnung und Angst, Politik und Verantwortung.

»Dies ist ein Buch darüber, wie die Menschheit gelebt hat und lebt und wie ich mein eigenes Leben gelebt habe und lebe. Und last but not least über die große Freude am Leben.«

HENNING MANKELL

Auch als E-Book / [www.zsolnay.at](http://www.zsolnay.at)